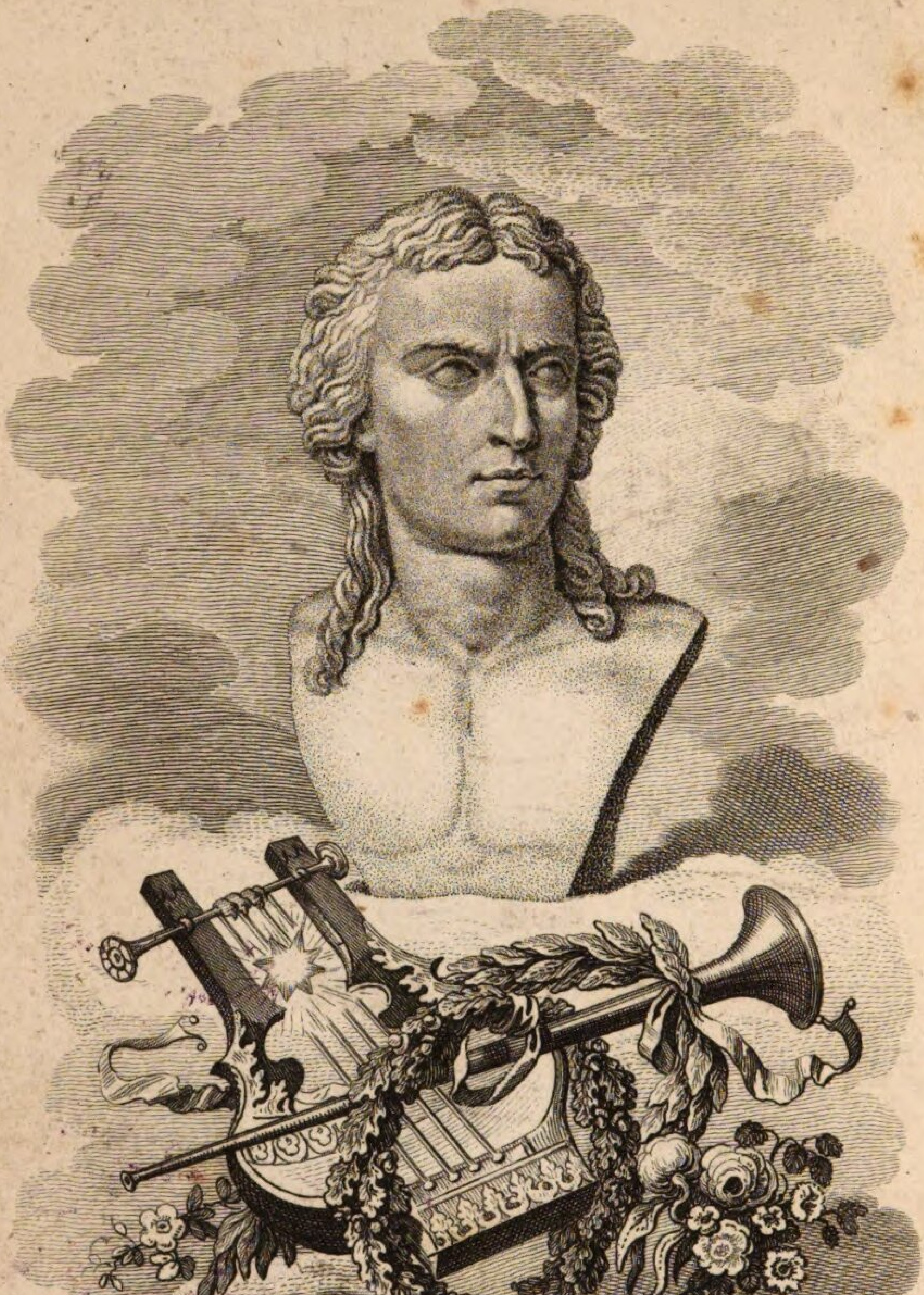
P. o. germ. 2041 b

E
<36611061520012

<36611061520012
Bayer. Staatsbibliothek



# LITERARISCHER NACHLASS

von

# SCHILLER.

Original Ausgabe.

Wien bey Anton Doll.

1817.

A 166 755

Bayerische
Staatsbibliothek
München

C

# Friedrich Schiller's literarischer Nachlaß.

Nebst dessen Biographie

vom

Appellations-Rathe Körner.

Original-Ausgabe.

Wien, 1816.
Bey Chr. Kaulfuß und C. Armbruster.
Stuttgardt. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Nachrichten

von

# Schiller's Leben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Nachrichten
## von
# Schiller's Leben *).

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten,

*) Für die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten bürgt der Appellationsrath Körner in Dresden, als ihr Verfasser. Seit dem Jahre 1785 gehörte er zu Schiller's vertrautesten Freunden, und wurde von mehrern Personen, die mit dem Verewigten in genauester Verbindung gewesen waren, durch schätzbare Beyträge unterstützt. Nicht der kleinste Umstand ist in diese Lebensbeschreibung aufgenommen worden, der nicht auf Schiller's eigene Äußerungen, oder auf glaubwürdige Zeugnisse sich gründet.

[library stamp, illegible]



aber für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Einfach und ohne vielseitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das practische Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem bairischen Husaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beschäftigung veranlaßte ihn, bey dem damahligen Kriege sich als Unterofficier gebrauchen zu lassen, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden. Als nach Abschluß des Aachener Friedens ein Theil des Regiments, bey dem er diente, entlassen wurde, kehrte er in sein Vaterland, das Herzogthum Würtemberg, zurück, erhielt dort Anstellung, und war im Jahre 1757 Fähnrich und Adjutant bey dem damahligen Regimente Prinz Louis. Dieß Regiment gehörte zu einem würtembergischen Hülfs-Corps, das in einigen Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. In Böhmen erhielt dieses Corps einen bedeutenden Verlust durch eine heftige ansteckende Krankheit, aber Schiller's Va-

ter erhielt sich durch Mäßigkeit und viele Bewegung gesund, und übernahm in diesem Falle der Noth jedes erforderliche Geschäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er besorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehlte, und vertrat die Stelle des Geistlichen bey dem Gottesdienste des Regiments durch Vorlesung einiger Gebethe und Leitung des Gesanges.

Seit dem Jahre 1759 stand er bey einem andern Würtembergischen Corps in Hessen und Thüringen, und benutzte jede Stunde der Muße, um durch eigenes Studium, ohne fremde Beyhülfe, nachzuhohlen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünstiger Umstände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philosophie betrieb er mit Eifer, und landwirthschaftliche Beschäftigungen hatten dabey für ihn einen vorzüglichen Reitz. Eine Baumschule, die er in Ludwigsburg änlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichsten Erfolg. Dieß veranlaßte den damahligen Herzog von Würtemberg, ihm die Aufsicht über eine größere Anstalt dieser Art zu über=

tragen, die auf der Solitude, einem Herzoglichen Lustschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geschätzt von seinem Fürsten, und geachtet von allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Ruhm seines Sohnes zu erleben. Über diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

„Und du Wesen aller Wesen! Dich hab' ich „nach der Geburt meines einzigen Sohnes „gebethen, daß du demselben an Geistesstärke „zulegen möchtest, was ich aus Mangel an „Unterricht nicht erreichen konnte, und du „hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen „achtest!" —

Schiller's Mutter wird von zuverläßigen Personen als eine anspruchlose, aber verständige und gutmüthige Hausfrau beschrieben. Gatten und Kinder liebte sie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte sie ihrem Sohne sehr werth.

Zum Lesen hatte sie wenig Zeit, aber Utz und Gellert waren ihr lieb, besonders als geistliche Dichter. — Von solchen Ältern wurde Johann Christoph Friedrich Schiller am 10. November 1759 zu Marbach, einem Würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Einzelne Züge, deren man sich aus seinen frühesten Jahren erinnert, waren Beweise von Weichheit des Herzens, Religiosität, und strenger Gewissenhaftigkeit. Den ersten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moser in Lorch, einem würtembergischen Grenzdorfe, wo Schiller's Ältern von 1765 an drey Jahre lang sich aufhielten. Der Sohn dieses Geistlichen, ein nachheriger Prediger, war Schiller's erster Jugendfreund, und dieß erweckte bey ihm wahrscheinlicher Weise die nachherige Neigung zum geistlichen Stande.

Die Schiller'sche Familie zog im Jahre 1768 wieder nach Ludwigsburg. Dort sah der neunjährige Knabe zum ersten Mahle ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzog Carls Regierung erforderte. Die Wirkung war mächtig, es eröff-

nete sich ihm eine neue Welt, auf die sich alle seine jugendlichen Spiele bezogen, und Plane zu Trauerspielen beschäftigten ihn schon damahls, aber seine Neigung zum geistlichen Stande verminderte sich nicht.

Bis zum Jahre 1773 erhielt er seinen Unterricht in einer öffentlichen größern Schule zu Ludwigsburg, und auf diese Zeit erinnert sich ein damahliger Mitschüler seiner Munterkeit, seiner oft muthwilligen Laune und Keckheit, aber auch seiner edlen Denkart und seines Fleißes. Die guten Zeugnisse seiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerksam, der damahls eine neue Erziehungsanstalt mit großem Eifer errichtete, und unter den Söhnen seiner Offiziere Zöglinge dafür aussuchte.

Die Aufnahme in dieses Institut, die militärische Pflanzschule auf dem Lustschlosse Solitude und nachherige Carls-Schule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürsten, deren Ablehnung für Schiller's Vater allerdings bedenklich seyn mußte. Gleichwohl eröffnete dieser dem Herzoge freymüthig die Absicht, seinen Sohn einem Stande

zu widmen, zu welchem er bey der neuen Bildungsanstalt nicht vorbereitet werden konnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schiller's Familie; ihm selbst kostete es viel Überwindung, seine Neigung den Verhältnissen seines Vaters aufzuopfern, aber endlich entschied er sich für das juristische Fach, und wurde im Jahre 1773 in das neue Institut aufgenommen. Noch im folgenden Jahre, als jeder Zögling seine eigene Charakter-Schilderung aufsetzen mußte, wagte Schiller das Geständniß:

„daß er sich weit glücklicher schätzen würde,
„wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter
„dienen könnte."

Auch ergriff er im Jahre 1775 eine Gelegenheit, wenigstens das juristische Studium, das für ihn nichts Anziehendes hatte, aufzugeben. Es war bey dem Institute eine neue Lehr-Anstalt für künftige Ärzte errichtet worden, der Herzog ließ jedem Zöglinge die Wahl, von dieser Anstalt

Gebrauch zu machen, und Schiller benutzte diese Aufforderung.

Auf der Carls-Schule war es, wo seine frühesten Gedichte entstanden. Ein Versuch, das Eigenthümliche dieser Producte aus damahligen äußern Ursachen vollständig zu erklären, wäre ein vergebliches Bemühen. Von dem, was die Richtung eines solchen Geistes bestimmte, blieb natürlicher Weise vieles verborgen, und nur folgende bekannt gewordene Umstände verdienen in dieser Rücksicht bemerkt zu werden.

Deutsche Dichter zu lesen gab es auf der Carls-Schule, so wie auf den meisten damahligen Unterrichts-Anstalten in Deutschland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theile der vaterländischen Literatur, aber desto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Klopstock, Utz, Lessing, Goethe und von Gerstenberg waren die Freunde seiner Jugend.

Auf dem deutschen Parnaß begann damahls ein neues Leben. Die besten Köpfe empörten sich gegen den Despotismus der Mode und gegen das

Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darstellung der Leidenschaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantasie und der Sprache sollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umgebungen, sollte er als ein Wesen aus einer höhern Welt erscheinen, unbekümmert, ob er früher oder später bey seinen Zeitgenossen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, sondern allein durch sich selbst sollte die deutsche Dichtkunst sich aus ihrem Innern entwickeln. Beyspiele einer solchen Denkart mußten einen Jüngling von Schiller's Anlagen mächtig ergreifen. Daher besonders seine Begeisterung für Goethe's Götz von Berlichingen und Gerstenberg's Ugolino. Später wurde er auf Shakespeare aufmerksam gemacht, und dieß geschah durch seinen damahligen Lehrer, den jetzigen Prälat Abel in Schönthal, der überhaupt sich um ihn mehrere Verdienste erwarb. Mit dem Dichter Schubart war Schiller in keiner weitern Verbindung, als daß er ihn einmahl auf der Festung Ho-

henasperg, aus Theilnehmung an seinem Schicksale, besuchte.

Ein episches Gedicht, Moses, gehört zu Schiller's frühesten Versuchen vom Jahre 1773, und nicht lange nachher entstand sein erstes Trauerspiel: Cosmus von Medicis, im Stoffe ähnlich mit Leisewitzens Julius von Tarent. Einzelne Stellen dieses Stücks sind später in die Räuber aufgenommen worden; aber außerdem hat sich von Schiller's Producten aus dem Zeitraume von 1780 nichts erhalten, als wenige Gedichte, die sich im schwäbischen Magazin finden. Schiller beschäftigte sich damahls aus eigenem Antriebe nicht bloß mit Lesung der Dichter. Auch Plutarch's Biographien, Herder's und Garvens Schriften waren für ihn besonders anziehend, und es verdient bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luther's Bibelübersetzung die deutsche Sprache studierte.

Medicin trieb er mit Ernst, und um ihr zwey Jahre ausschließend zu widmen, entsagte er während dieser Zeit allen poetischen Arbeiten. Er schrieb damahls eine Abhandlung unter dem

Titel: Philosophie der Physiologie. Diese Schrift wurde nachher lateinisch von ihm ausgearbeitet, und seinen Vorgesetzten im Manuscripte vorgelegt, erschien aber nicht im Drucke. Nach beendigtem Cursus vertheidigte er im Jahre 1780 eine andere Probeschrift: Über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Der Erfolg davon war eine baldige Anstellung als Regiments-Medicus bey dem Regimente Augé, und seine Zeitgenossen behaupten, daß er sich als practischer Arzt durch Geist und Kühnheit, aber nicht im gleichen Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Nach Ablauf der Zeit, in der ihn ein strenges Gelübde von der Poesie entfernte, kehrte er mit erneuerter Liebe zu ihr zurück. Die Räuber und mehrere einzelne Gedichte, die er kurz nachher, nebst den Producten einiger Freunde, unter dem Titel einer Anthologie herausgab, entstanden in den Jahren 1780 und 1781, welche zu den entscheidendsten seines Lebens gehörten.

Für die Räuber fand Schiller keinen Verleger, und mußte den Druck auf eigene Kosten veranstalten. Desto erfreulicher war ihm der erste Beweis einer Anerkennung im Auslande, als ihn schon im Jahre 1781 der Hof-Kammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung dieses Werkes für die dortige Bühne aufforderte. Einen ähnlichen Antrag, der zugleich auf künftige dramatische Producte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Director des Mannheimer Theaters selbst, dem Freyherrn von Dalberg. Was Schiller hierauf erwiederte, ist noch vorhanden, und es ergibt sich daraus, wie streng er sich selbst beurtheilte, und wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte, aber wie wenig auch diese Willfährigkeit in Schlaffheit ausartete, und wie nachdrücklich er in wesentlichen Puncten, selbst gegen einen Mann, den er hochschätzte, die Rechte seines Werks vertheidigte.

Die schriftlichen Verhandlungen endigten sich zu beyderseitiger Zufriedenheit, und die Räuber wurden im Jänner 1782 in Mannheim aufge-

führt. Bey dieser und der zweyten Aufführung im May eben dieses Jahres war Schiller gegenwärtig, aber die Reise nach Mannheim hatte heimlich geschehen müssen, und blieb nicht verborgen. Ein vierzehntägiger Arrest war die Strafe.

Zu eben dieser Zeit wurde Schillern durch einen andern Umstand sein Aufenthalt in Stuttgart noch mehr verbittert. Eine Stelle in den Räubern, wodurch sich die Graubündtner beleidigt fanden, veranlaßte eine Beschwerde, und der Herzog verboth Schillern, außer dem medicinischen Fache irgend etwas drucken zu lassen. Dieß war für ihn eine desto drückendere Beschränkung, je günstigere Aussichten sich ihm durch den glücklichen Erfolg seines ersten Trauerspiels eröffneten. Auch hatte er sich mit dem Professor Abel und dem jetzigen Bibliothekar Petersen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitschrift unter dem Titel: Würtembergisches Repertorium der Literatur herauszugeben, zu deren ersten Stücken er einige Aufsätze, als: über das gegenwärtige deutsche Theater; der Spatziergang unter den

Linden; eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, und verschiedene Recensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber, lieferte. Indessen gab es noch einen Ausweg, um jenes Verboth rückgängig zu machen, wozu aber Schiller sich nicht entschließen konnte.

In spätern Jahren erzählte er selbst, wie ein glaubwürdiger Mann bezeugt, daß es nicht seine Beschäftigung mit Poesie überhaupt, sondern seine besondere Art zu dichten war, was damahls die Unzufriedenheit des Herzogs erregte. Als ein vielseitig gebildeter Fürst achtete der Herzog jede Gattung von Kunst, und hätte gern gesehen, daß auch ein vorzüglicher Dichter aus der Carls-Schule hervorgegangen wäre. Aber in Schiller's Producten fand er häufige Verstoße gegen den bessern Geschmack. Gleichwohl gab er ihn nicht auf, ließ ihn vielmehr zu sich kommen, warnte ihn auf eine väterliche Art, wobey Schiller nicht ungerührt bleiben konnte, und verlangte bloß, daß er ihm alle seine poetischen Producte zeigen sollte. Dieß einzugehen, war Schillern unmög-

lich und seine Weigerung wurde natürlicher Weise nicht wohl aufgenommen. Es scheint jedoch, daß bey dem Herzoge auch nachher noch ein gewisses Interesse für Schillern übrig blieb. Wenigstens wurden keine strengen Maßregeln gegen ihn gebraucht, als er später sich heimlich von Stuttgart entfernte, und dieser Schritt hatte für seinen Vater keine nachtheilige Folgen. Auch durfte Schiller nachher im Jahre 1793, als der Herzog noch lebte, eine Reise in sein Vaterland und zu seinen Ältern wagen, ohne daß diese Zusammenkunft auf irgend eine Art gestört wurde.

Die Aufführung der Räuber in Mannheim, wo die Schauspielkunst damahls auf einer hohen Stufe stand, und besonders Iffland's Darstellung des Franz Moor, hatte auf Schillern begeisternd gewirkt. Seine dortige Aufnahme versprach ihm ein schönes poetisches Leben, dessen Reitz er nicht widerstehen konnte. Aber gleichwohl wünschte er Stuttgart nur mit Erlaubniß des Herzogs zu verlassen. Diese Erlaubniß hoffte er durch den Freyherrn von Dalberg auszuwirken, und seine Briefe an ihn enthalten mehrmahlige

dringende Gesuche um eine solche Verwendung. Aber es mochten Schwierigkeiten eintreten, seine Bitte zu erfüllen, seine Ungeduld wuchs, er entschloß sich zur Flucht, und wählte dazu den Zeitpunct im October 1782, da in Stuttgart alles mit den Feyerlichkeiten beschäftigt war, die durch die Ankunft des damahligen Großfürsten Paul veranlaßt wurden.

Unter fremdem Nahmen ging er nach Franken, und lebte dort beynahe ein Jahr in der Nähe von Meinungen, zu Bauerbach, einem Gute der Frau Geheimen-Räthinn von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart studiert hatten, verdankte. Sorglos und ungestört widmete er sich hier ganz seinen poetischen Arbeiten. Die Früchte seiner Thätigkeit waren: die Verschwörung des Fiesko, ein schon in Stuttgart während des Arrests angefangenes Werk — Kabale und Liebe und die ersten Ideen zum Don Carlos. Im September 1783 verließ er endlich diesen Aufenthalt, um sich nach Mannheim zu begeben, wo

er mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat.

Es war in Schiller's Charakter, bey jedem Eintritte in neue Verhältnisse sich sogleich mit Planen einer vielumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen. Mit welchem Ernste er die dramatische Kunst betrieb, ergibt sich aus seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufsatze über das gegenwärtige deutsche Theater in dem Würtembergischen Repertorium, und aus einer im ersten Hefte der Thalia eingerückten Vorlesung über die Frage: Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken? In Mannheim hoffte er viel für das höhere Interesse der Kunst. Er war Mitglied der damahligen churpfälzischen deutschen Gesellschaft geworden, sah sich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgische Gesellschaft eine größere Vollkommenheit zu geben. Dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung, aber Schiller versuchte wenigstens allein für diesen Zweck et-

was zu leisten, und bestimmte dazu einen Theil der periodischen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: Rheinische Thalia, unternahm. In der Ankündigung dieser Zeitschrift wirft er sich mit jugendlichem Vertrauen dem Publicum in die Arme. Seine Worte sind folgende:

„Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bey der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war, als seine Werke — und gern gestehe ich, daß bey Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publicum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."

Unter die dramatischen Stoffe, mit denen sich Schiller während seines Aufenthaltes in Franken und Mannheim abwechselnd beschäftigte, gehörte die Geschichte Conradins von Schwaben und ein zweyter Theil der Räuber, der eine Auflösung der Dissonanzen dieses Trauerspiels enthalten sollte. Auch entstand damahls bey ihm die Idee: Shakespeare's Macbeth und Timon für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Aber Don Carlos war es endlich, wofür er sich bestimmte, und einige Scenen davon erschienen im ersten Hefte der Thalia.

Die Vorlesung dieser Scenen an dem Landgräflich Hessen-Darmstädtischen Hofe gab Gelegenheit, daß Schiller dem dabey gegenwärtigen regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt, und von ihm zum Rath ernannt wurde. Diese Auszeichnung von einem Fürsten, der mit den Musen vertraut und nur an das Vortreffliche gewöhnt war, mußte Schillern zur großen Aufmunterung gereichen, und hatte späterhin für ihn die wichtigsten Folgen.

Im März des Jahrs 1785 kam er nach

Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine frühern Producte gewonnen hatte, und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber. Schiller selbst wurde aufgeheitert, und verlebte einige Monathe des Sommers zu Golis, einem Dorfe bey Leipzig, in einem fröhlichen Zirkel. Das Lied an die Freude wurde damahls gedichtet.

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schiller's Aufenthalt in Dresden, und dauerte bis zum July 1787. Don Carlos wurde hier nicht bloß geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereuete oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren strenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben so wenig, als die Manier der Ausführung in den ersten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauspiel: der Menschenfeind, und einige davon vorhan-

dene Scenen, gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten erschienen damahls nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebiethes der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medicin und Geschichte und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweyten. Zur Behandlung dieses Stoffs fing er daher an, Materialien zu sammeln. Auch beschloß er damahls, Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schillern selbst etwas mit enthält.

Cagliostro spielte damahls eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar

für einen Roman, und es entstand die Idee zum Geisterseher. Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabey zum Grunde, sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte bloß in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet, und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er von mehrern Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er bloß die Neugierde des Publicums auf die Begebenheit gereitzt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen.

Das Jahr 1787 führte ihn nach Weimar. Goethe war damahls in Italien, aber von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äußerst anziehend, aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte noch in einem höhern Grade auf Schiller's Empfänglichkeit. Er schrieb damahls an einen Freund:

„Wir werden schöne Stunden haben. Wieland ist jung, wenn er liebt."

Ein solches genaueres Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer fortgesetzten Theilnahme

am deutschen Merkur aufgefordert wurde. Die Idee, dieser Zeitschrift durch ihn eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, war für Wieland sehr erfreulich. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen und lieferte die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos, und einige andere prosaische Aufsätze für die Jahrgänge des Merkur 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigsten gehörten, und zugleich durch Beyträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichneten.

Noch im Jahre 1787 wurde Schiller von der Dame in Meinungen, die ihn, nach seiner Entfernung von Stuttgart, mit so vieler Güte aufgenommen hatte, zu einem Besuche eingeladen. Auf dieser Reise, die er aus inniger Dankbarkeit und Hochschätzung unternahm, verweilte er auch mit vieler Annehmlichkeit in Rudolstadt, machte dort interessante Bekanntschaften, und sah zuerst seine nachherige Gattinn, Fräulein von Lengefeld.

Einige Wochen waren nach seiner Zurückkunft von dieser Reise vergangen, als er an einen Freund schrieb:

„Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt, und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freude mehr naschte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt. —

Die Gegend bey Rudolstadt hatte Schillern so sehr angezogen, daß er sich entschloß,

den Sommer des Jahrs 1788 dort zu verleben. Er wohnte vom May bis zum November theils in Volksstädt, nicht weit von Rudolstadt, um das Landleben zu genießen, theils später in Rudolstadt selbst, und die Familie der Frau von Lengefeld war fast täglich sein Umgang. Im November schrieb er:

„Mein Abzug von Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden. Ich habe dort viele schöne Tage gelebt, und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet."

Während dieses Aufenthalts in Rudolstadt traf sich's, daß Schiller zum ersten Mahle Goethen sah. Seine Erwartung war auf's höchste gespannt, theils durch die frühern Eindrücke von Goethens Werken, theils durch alles, was er über sein Persönliches in Weimar gehört hatte. Goethe erschien in einer zahlreichen Gesellschaft, heiter und mittheilend, besonders über seine italienische Reise, von der er eben zurückgekommen war, aber diese Ruhe und Unbefangenheit hatte für Schillern, der in dem Bewußtseyn eines rastlosen und unbefrie-

digten Strebens ihm gegenüber saß, damahls etwas Unbehagliches.

„Im Ganzen genommen," schrieb er über diese Zusammenkunft, „ist meine in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft, nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bey ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Und die Zeit lehrte schon nach einigen Monathen, daß Goethe wenigstens keine Gelegenheit versäumte, sich für Schillern, den er zu schätzen wußte, thätig zu verwenden. Als der Professor Eichhorn damahls Jena verließ, war eben Schiller's Werk über den Abfall

der Niederlande erschienen, und versprach viel von ihm für den Vortrag der Geschichte. Goethe und der jetzige Geheime-Rath von Voigt bewirkten daher seine Anstellung als Professor in Jena. Schillern war dieß allerdings erwünscht, aber zugleich überraschend, da er zu einem solchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit seiner Abreise von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er seine Professur in Jena antrat, beschäftigte ihn hauptsächlich sein historisches Werk. Er schrieb darüber einem Freunde:

„Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel Reitzendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt."

Eine spätere Äußerung über den historischen Styl war folgende:

„Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hat-

te, muß man jeder neuern Geschichte, die man für die Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe, daß man seine Materialien so wählt und stellt, daß sie des Schmucks nicht brauchen, um zu interessiren. Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bey weitem nicht beykommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bey einer so wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menschheit, bey einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedin-

gung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Eine so begeisternde Ansicht der Geschichte machte gleichwohl Schillern der Dichtkunst nicht untreu. Seine poetischen Producte in diesem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortschritte, sowohl in Ansehung der Form als des Inhalts, zeigten sich sehr deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künstlern. Auch beschäftigten ihn Plane zu künftigen poetischen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wieland's Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bey dem Gedanken, zu einem epischen Gedichte den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrichs des zweyten zu wählen. Es finden sich hierüber in Schiller's Briefen folgende Stellen:

»Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des zweyten zu machen, ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie für 6 bis 8 Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen

Modernität dieses Süjets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande, würden mich so sehr nicht schrecken. — Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding seyn, als eines in der Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an diese Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophien, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer schönen harmonischen Freyheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Förderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bey einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen

Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerley Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durch einander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthst Du wohl schwerlich — Kein anderes, als Ottave rime. Alle andere, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! Wie sehr der epische Gehalt durch die weiche sanfte Form schöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade; wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreyten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch

die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es gibt hier kein besseres Muster, als die Iliade.

Das Studium der Griechen war überhaupt damahls für Schillern sehr anziehend. Von Rudolstadt aus schrieb er:

„Ich lese jetzt fast nichts, als Homer; die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzeley sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

In dieser Zeit übersetzte er auch die Iphigenia in Aulis und einen Theil der Phönicierinnen des Euripides. Der Agamemnon des Äschylus, auf den er sich sehr freute, sollte nachher an die Reihe kommen. Die Übersetzungen aus Virgil's Äneis entstanden später, und wurden großen Theils durch Schiller's dermahlige Vorliebe für die Stanzen veranlaßt. Bürger war im Jahre 1789

nach Weimar gekommen, und Schiller ging einen Wettstreit mit ihm ein. Beyde wollten dasselbe Stück aus dem Virgil, jeder in einem selbstgewählten Versmaße, übersetzen.

Wie sehr Schiller in dieser Periode seines Lebens die echte Kritik ehrte, und mit welcher Strenge er sich selbst behandelte, ergibt sich aus folgenden Stellen seiner Briefe:

„Mein nächstes Stück," schreibt er, „das schwerlich in den nächsten 2 Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, auf's Äußerste embarassirt, weil die Composition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmahl einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten."

Wieland hatte ihm den Mangel an Leichtigkeit vorgeworfen.

„Ich fühle," schreibt er darüber, „während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht

hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt und dieß läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie auf's Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmahl mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drey Erfordernisse besitze, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden."

Ein solches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Ängstlichkeit aus. Über die Freyheit des Dichters in der Wahl seines Stoffs schrieb er damahls Folgendes:

„Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, das heißt, seiner eignen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen

glaube ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle andere Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben, da im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es sonst sey, unstät flattert, oder um beyde buhlt, leicht es mit jeder verdirbt."

In einem andern damahligen Briefe findet sich folgende Äußerung:

„Ihr Herren Kritiker, und wie ihr euch sonst nennt, schämt oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen vorübergehenden Wahnwitze, der sich bey allen eignen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher eure Klagen über Unfruchtbar-

keit, weil ihr zu frühe verwerft, und zu strenge sondert."

Die glückliche Stimmung, die in der damahligen Zeit aus Schiller's Briefen hervorging, wurde in den beyden ersten Jahren seines Aufenthalts in Jena noch erhöht, als mehrere günstige Umstände ihn von der ängstlichen Sorge für die Gegenwart und Zukunft befreyten, und als der Besitz einer geliebten Gattinn einen längst gewünschten Lebensgenuß ihm darboth. Sein Lehramt begann er auf eine sehr glänzende Art; über vierhundert Zuhörer strömten zu seinen Vorlesungen. Die Unternehmung einer Herausgabe von Memoires, wozu er einleitende Abhandlungen schrieb, und die Fortsetzung der Thalia sicherten ihm für seine Bedürfnisse eine hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabey noch Zeit zu Recensionen für die allgemeine Literatur-Zeitung übrig, zu der er schon seit 1787 Beyträge lieferte. Für die Zukunft hatte ihn der Buchhändler Göschen zu einer Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs für einen historischen Almanach aufgefordert, und ein deutscher Plutarch

war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde. Von dem Herzoge von Sachsen-Weimar war mit großer Bereitwilligkeit, so viel es die Verhältnisse erlaubten, beygetragen worden, um Schillern ein gewisses Einkommen zu verschaffen. Das ausgezeichnete Wohlwollen, womit ihn der damahlige Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, der nachherige Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt, behandelte *), eröffnete Schillern die günstigsten Aussichten. Für die Gründung seines häuslichen Glücks schien er nichts weiter zu bedürfen; sein Herz hatte gewählt, und im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräuleins von Lengefeld. Seine Briefe aus den nachherigen Monathen enthalten folgende Stellen:

„Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein

*) Eben dieser Fürst erfreute Schillern in der Folge durch fortgesetzte schriftliche Beweise des wärmsten Antheils an seinen Schicksalen.

— auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. — Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erhohlung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. — Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück."

Aber eine so glückliche Lage wurde bald durch einen harten Schlag gestört. Eine heftige Brust-krankheit ergriff Schillern im Anfange des Jahrs 1791, und zerrüttete seinen körperlichen Zustand für seine ganze übrige Lebenszeit. Mehrere Rückfälle ließen das Schlimmste fürchten, er bedurfte der größten Schonung, öffentliche Vorlesungen wären ihm äußerst schädlich gewesen, und alle andere anstrengende Arbeiten mußten ausgesetzt bleiben. Es kam alles darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreye Lage zu versetzen, und hierzu fehlte es in Deutschland weder an Willen noch an Kräften; aber ehe für diesen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erschien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damahligen Erbprinzen, jetzt regierenden Herzoge von Holstein-Augustenburg, und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drey Jahre, ohne alle Bedingungen, und bloß zu seiner Wiederherstellung angebothen, und dieß geschah mit einer Feinheit und Delicatesse, die den Empfän-

ger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbiethen selbst. Dänemark war es, woher einst auch Klopstock die Mittel einer unabhängigen Existenz erhielt, um seinen Messias zu endigen. Gesegnet sey eine so edelmüthige Denkart, die auch bey Schillern durch die glücklichsten Folgen belohnt wurde!

Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit war nicht zu erwarten, aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Drucke der äußern Verhältnisse frey fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Übel vergaß er, wenn ihn eine begeisternde Arbeit oder ein ernstes Studium beschäftigte, und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreyt. Er hatte noch schöne Tage zu erleben, genoß sie mit heiterer Seele, und von dieser Stimmung erntete seine Nation die Früchte in seinen trefflichsten Werken.

Während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Jena war Schiller mit den meisten dortigen Gelehrten im besten Vernehmen, mit Paulus, Schütz und Hufeland in freundschaftlichen Verhältnissen, aber in der genauesten Ver-

bindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und daß sie ihn anzog. Was er vorzüglich studierte, war die Kritik der Urtheilskraft, und dieß führte ihn zu philosophischen Untersuchungen, deren Resultate er in der Abhandlung über Anmuth und Würde in verschiedenen Aufsätzen der Thalia, und hauptsächlich später in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen bekannt machte.

Aus der Periode dieser theoretischen Studien findet sich von ihm folgende schriftliche Äußerung:

„Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles Poetik gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeyzukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet

man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußern Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelte beynahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist alles empirisch, aber die große Anzahl der Fälle, und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen."

In den Jahren von 1790 bis mit 1794 wurde kein einziges Original-Gedicht fertig, und bloß die Übersetzungen aus dem Virgil fallen

in diese Zeit. Es fehlte indessen nicht an Planen zu künftigen poetischen Arbeiten. Besonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht, und zu einer Theodicee, was Schillern damahls beschäftigte.

„Auf diese Theodicee," schreibt er, „freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer, und hat einen größern Charakter."

Vorzüglich gab ihm die Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs, die er für Göschens historische Almanache vom Jahre 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetischer Thätigkeit. Einige Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle seiner Briefe zu ersehen ist:

„Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellem und politischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und die-

se ist mit dem dreyßigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bey Leipzig bis zur Schlacht bey Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dieß der Hauptstoff gewesen wäre."

Aus eben dieser Zeit ist auch die erste Idee zum Wallenstein. Als schon im Jahre 1792 diese Idee zur Ausführung kommen sollte, schrieb Schiller darüber Folgendes:

„Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That, denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, ver-

misse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minder Freyheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freyheit wieder zurück, und setzt sich keine andere, als freywillige Schranken."

Aber es sollten noch sieben Jahre vergehen, ehe der Wallenstein fertig wurde, und es gab einen Zeitpunct der Muthlosigkeit, da Schiller dieses Werk beynahe ganz aufgegeben hätte. In seinen Briefen vom Jahre 1794 findet sich folgende Stelle:

„Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich

überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monathe von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichen Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drey bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Nicht lange vor diesen Äußerungen hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen, und aus seinen damahligen Ansichten wird die Strenge begreiflich, mit der er seine frühern Producte behandelte. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß überhaupt damahls eine hypochondrische Stimmung durch körperliche Leiden bey ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus seinen Briefen beweisen, daß er eben in dieser Zeit für begeisternde Wirksam-

keit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erstorben war.

Als nach Ausbruch der französischen Revolution das Schicksal Ludwigs des XVI. entschieden werden sollte, schrieb Schiller im December 1792 Folgendes an einen Freund:

„Weißt du mir niemand, der gut in's Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen, und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freyheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation, anzusehen, und ich glaube, daß die Franzo-

sen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bey dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein Anderer, und hat auch schon etwas mehr Credit. Vielleicht räthst du mir an, zu schweigen, aber ich glaube, daß man bey solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freygesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu seyn."

In der Mitte des Jahrs 1793 schrieb Schiller: „die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden."

Er unternahm die Reise nach Schwaben, lebte vom August an bis zum May des folgen-

den Jahres theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg, und freute sich des Wiedersehens seiner Ältern, Schwestern und Jugendfreunde. Von Heilbronn aus schrieb er an den Herzog von Würtemberg, gegen den er sich durch seine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt zwar keine Antwort, aber die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen, und von ihm ignorirt werden. Dieß bestimmte Schillern, seine Reise fortzusetzen, und er fand in der Folge, daß er nichts dabey gewagt hatte. Auch betrauerte er eben diesen Herzog, der kurz nachher starb, mit einem innigen Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von einem schon lange entworfenen, aber nun reif gewordenen Plane, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die alles übertreffen sollte, was jemahls von dieser Gattung existirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der Horen

wurde beschlossen. Die Thalia war mit dem Jahrgange 1793 geendiget worden. Für die neue Zeitschrift öffneten sich sehr günstige Aussichten, und auf die Einladungen zur Theilnehmung erfolgten von allen Seiten vielversprechende Antworten.

Jena erhielt damahls für Schillern einen neuen Reitz, da Wilhelm von Humboldt, der ältere Bruder des berühmten Reisenden, sich dahin begeben hatte, und mit Schillern dort in der genauesten Verbindung lebte. In diese Zeit trifft auch der Anfang des schönen, und nachher immer fester geknüpften Bundes zwischen Goethe und Schiller, der für beyde den Werth ihres Lebens erhöhte. Über die Veranlassung dieses Ereignisses finden sich folgende Stellen in Schiller's Briefen:

„Bey meiner Zurückkunft (von einer damahligen kleinen Reise) fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die

Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspuncte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bey Goethen Wurzel gefaßt, und er fühlte jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel. —

Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reisen, und bey Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freyheit und Bequemlichkeit bey ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beyde entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf. —

„Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekämme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Corresspondenz wirklich interessant werden."

Mit dem folgenden Jahre 1795 beginnt bey Schillern eine neue Periode der poetischen Fruchtbarkeit. So sehr ihn auch die neue Zeitschrift beschäftigte, so entstanden doch gleichwohl mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Musenalmanach aufgenommen wurden, dessen Herausgabe Schiller unternahm. Das Reich der Schatten, oder das Ideal und das Leben, die Elegie oder der Spaziergang, und die Ideale, waren Producte dieses Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines seiner gelungensten Werke.

„Mir däucht," schrieb er darüber, „das

sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte meines Products dieses zu seyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und dieß ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit diesem."

Über die Ideale findet sich folgende Äußerung von ihm:

„Dieß Gedicht ist mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des Schmerzes, die kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu individuell wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabey ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art, von einem Überflusse getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlechte nach, nicht Anspruch."

„Das Reich der Schatten," schreibt er ferner, „ist, mit der Elegie verglichen, bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. — Und das will ich versuchen, so bald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie an — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nähmlich das ganze Feld der Poesie in die naive und die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten, (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nähmlich) die sentimentalische hat ihrer drey: Satyre, Elegie, Idylle. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nähmlich aufgegeben, ohne Beyhülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effect her-

vorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzigen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle seyn. Über diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Übertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemählde bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben.

Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Komödie seyn, und sie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem sie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Ko-

mödie schließt nähmlich gleichfalls allen Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit; der Stoff dieser Idylle ist das Ideal. Die Komödie ist dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (diese als ein eigenes sentimentalisches Geschlecht betrachtet) seyn würde. Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß sich das Ideal nicht individualisiren ließe — so würde die Komödie das höchste poetische Werk seyn, für welches ich sie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben.

Denken Sie sich aber den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freyheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu sehen. — Mir schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frey und von al-

iem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmahl zusammen, wenn er auch bey dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studieren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann."

Das Trauerspiel war indessen die Heimath, zu der Schiller auch in der damahligen Stimmung bald wieder zurückkehrte. Aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Maltha hatte er einen Stoff sich ausgedacht, wobey er viel von dem Gebrauch des Chors erwartete. Von diesem Stücke — den Rittern von Maltha — findet sich der Plan in Schillers Nachlasse, und die Ausführung wurde damahls bloß aufgeschoben, da er sich im May 1796 für den Wallenstein entschied.

„Ich sehe mich," schrieb er damahls, „auf

einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dieß ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Charakter, der — alles echt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde und dergl. — ich hoffe aber nichts desto weniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch-großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein echtes Lebens-Princip hat. Vordem habe ich, wie im Posa und Car-

los, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probieren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nähmlich) entschädigen.

Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicher Weise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht.

Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre

mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bey mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebieth gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freylich wahr; auch ist es ausgemacht, das ich hierin neben Ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und Er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren."

Acht Monathe später schrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner

alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. — Es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beykommen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten; alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelliget werden. —

„Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sey, oder, wenn ich dabey wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabey verlieren werde. Sey aber unbesorgt, meine Lust ist nicht im geringsten geschwächt, und eben so wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Schermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Noth-

wendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich ehemahls pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beynahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwey Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrige, und vorzüglich den Haupt-Charakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objectiven Verfahren war mir das weitläufige und freudenlose Studium der Quellen so unentbehrlich, denn ich mußte die Handlung, wie die Charaktere, aus ihrer Zeit, ihrem Local, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menschen

und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre."

Seit der Zeit, da dieses geschrieben wurde, vergingen noch zwey Jahre und beynahe vier Monathe, ehe Schiller den Wallenstein endigte. Es entstanden aber inmittelst mehrere kleinere Gedichte, und unter diesen die Xenien. Die Geschichte dieses Products kann vielleicht etwas beytragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethe's Seite begann für Schillern eine neue und schönere Jugend. Hohe Be-

geisterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falschen Geschmack überhaupt, und gegen jede Beschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Übermuth im Gefühle einer vorher kaum geahnten Kraft, war damahls bey ihm die herrschende Stimmung. Daher seine Vereinigung mit G o e t h e zu einem Unternehmen, das S ch i l l e r selbst auf folgende Art beschreibt:

„Die Einheit kann bey einem solchen Producte bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit, und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogenität der beyden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, deren jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedanken-Blitzen. Es werden nicht unter 600 solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer be-

deutenden Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einerley Ton zu erhalten, und jeder wird dann von seiner Manier etwas aufzuopfern suchen, um sich dem andern mehr anzunähern."

Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Im July 1796 schrieb Schiller darüber folgendes:

„Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einiger Maßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche Hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebothe stehen, auch die Vollendung des Meisters Goethen eine starke Diversion macht, so sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus ver-

einzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satyrischen folgen unter dem Nahmen Xenien nach."

Es mag seyn, daß bey diesem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bey einer strengen Auswahl nach dem ersten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damahls gereitzt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel seiner Producte — denn hierüber war niemand scharfsichtiger als er selbst, wie sich aus obigen Stellen seiner Briefe ergibt, und jeden seiner Freunde forderte er zu freymüthigen Urtheilen auf — sondern weil ihn die Kälte und Geringschätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er sich begeistert hatte, von mehrern Seiten aufgenommen wurde. Dieß war der Fall bey den Horen. Im Vertrauen auf den Beystand der ersten Schriftsteller der Nation, hatte er auf eine große Wirkung gerechnet, und traf dagegen sehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Ansichten. Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation

auch etwas Menschliches begegnen, aber der eigentliche Geist, in dem die Xenien geschrieben sind, spricht sich für den unbefangenen Leser im Ganzen deutlich genug aus.

Ein Wetteifer mit Goethen veranlaßte im Jahre 1797 Schiller's erste Balladen. Beyde Dichter theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich ausgesucht hatten. Von dieser Gattung, die Schillern lieb geworden war, lieferte er in spätern Jahren noch manches, nachdem andere kleinere Gedichte seltner von ihm erschienen.

Seit dem Jahre 1799 widmete er sich ganz den dramatischen Arbeiten, und gab die Herausgabe des Musenalmanachs auf. Die Horen hatten schon früher geendigt. Goethe's Propyläen indessen, für die sich Schiller sehr lebhaft interessirte, sollten Beyträge von ihm erhalten.

In eben diese Zeit trifft auch eine Veränderung seines Wohnorts. Um die Anschauung des Theaters zu haben, wollte Schiller anfänglich nur den Winter in Weimar zubringen,

und während des Sommers auf einem Garten bey Jena leben, den er sich dort gekauft hatte. Aber späterhin wurde Weimar sein beständiger Aufenthalt. Von dem regierenden Herzoge wurde er bey dieser Gelegenheit auf eine sehr edle Art unterstützt, so wie ihn überhaupt dieser Fürst bey jedem Anlasse durch die deutlichsten Beweise seines Wohlwollens erfreute. Ihm verdankte Schiller im Jahre 1795, als er einen Ruf als Professor nach Tübingen erhielt, die Zusicherung einer Verdoppelung seines Gehalts, auf den Fall, daß er durch Krankheit an schriftstellerischen Arbeiten verhindert würde; nachher im Jahre 1799 eine fernere Zulage, und zuletzt im Jahre 1804, wegen bedeutender Anerbiethungen, die Schillern von Berlin aus gemacht wurden, eine Vermehrung seiner Besoldung. Auch war es der Herzog von Sachsen-Weimar, der aus eigener Bewegung im Jahre 1802 Schillern den Adelsbrief auswirkte.

Außer Goethe's Nähe hatte der Aufenthalt in Weimar für Schillern noch andere

erhebliche Vortheile. Zu seiner Aufheiterung diente besonders ein damahls errichteter fröhlicher Klubb, für den er, so wie Goethe, einige gesellschaftliche Lieder dichtete. Die vier Weltalter und das Lied an die Freunde entstanden auf diese Art. Das Theater gab Schillern vielen Genuß, und gern beschäftigte er sich auch mit der höhern Ausbildung der dortigen Schauspieler.

Seine Ansichten der Kunst und Kritik in dieser letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damahligen Briefe:

„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bey der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Ele-

mentarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst. —

Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, also immer dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch, betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bey der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deßwegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt wer-

den, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerey, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freylich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kann. —"

„Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen, und kann Dir nicht genug sagen, wie anziehend und erquickend mir diese Lectüre war. Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus sich heraus ins volle Leben, und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen unendlichen Elemente, und wird seines ewigen identischen Ichs los, und existirt eben deßwegen mehr, weil man aus sich selbst gerissen wird. Und doch ist, trotz aller Üppigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet als erkennt, und an der Stetigkeit und sich selbst erhaltenden

Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt. Freylich darf man hier keine Tiefe suchen und keinen Ernst; aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche so nöthig als die Tiefe, und für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schicksal genug, daß die Phantasie sich nicht damit zu bemengen braucht. —"

„Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andere von dem Zeitstern ergriffen; er kommt selbst, wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bey der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten? Und so kann es vielleicht

geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe."

Nachdem Schiller einmahl durch den Wallenstein die Meisterschaft errungen hatte, folgten seine übrigen dramatischen Werke schnell auf einander, obgleich seine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden, und besonders im Jahre 1799 durch Sorge für eine geliebte Gattinn, bey ihrer damahligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. Wallenstein erschien 1799. Maria Stuart 1800. Die Jungfrau von Orleans 1801. Die Braut von Messina 1803 und Wilhelm Tell 1804. In eben diesem Jahre feyerte er die Ankunft der Russischen Großfürstinn, die sich mit dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar vermählte, durch die Huldigung der Künste. Alle diese Werke ließen ihm noch Zeit übrig, Shakespeare's Macbeth und Gozzi's Türandot für das

deutsche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's Phädra und zwey französische Lustspiele von ihm übersetzt. In den Zwischenzeiten beschäftigten ihn mehrere dramatische Plane, wovon sich ein Theil unter seinen Papieren aufgefunden hat.

Auch für eine Komödie hatte er einen Stoff gefunden, fühlte sich aber zu fremd für diese Gattung.

„Zwar glaube ich mich," schrieb er einem Freunde, „derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen."

Nach der Übersetzung der Phädra hatte er ein neues dramatisches Gedicht begonnen, wovon die Geschichte des falschen Demetrius in Rußland der Stoff war. Bey diesem Werke, mitten im Vollgefühl seiner geistigen Kraft, er-

griff ihn der Tod. Ein heftiger Rückfall seiner gewöhnlichen Brustkrankheit endigte sein Leben am 9. May 1805.

Er hinterließ eine Witwe, zwey Söhne und zwey Töchter. Von seinen drey Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben; die älteste aber lebt in Meinungen als Gattinn des dasigen Hofraths Reinwald, und die zweyte ist an den Stadtpfarrer Frankh zu Meckmühl, im Königreiche Würtemberg, verheirathet.

Schiller's Gesichtszüge sind am treuesten und geistvollsten in einer colossalen Büste vom Professor Dannecker in Stuttgart dargestellt worden. Eine früher verfertigte Büste in Lebensgröße, wozu Schiller, während seines letzten Aufenthalts in Schwaben, gesessen hatte, lag dabey zum Grunde, und dieses Werk in einem größern Style, mit aller Anstrengung seiner Kräfte, auszuführen, beschloß der edle Künstler in dem Augenblicke der höchsten Rührung, da er die Nachricht von dem Tode seines Freundes erhielt.

Goethe's Worte über Schillern mögen diesen Aufsatz beschließen:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
Von jenem Glauben, der sich stets erhöh'ter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme!
Damit der Tag des Edeln endlich komme;
Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig fest gebannt.
Zum Höchsten hat er sich empor geschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feyert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

# Schiller's Nachlaß.

# Inhalt.

I. Fragment und Plan des Trauerspiels: Demetrius.
II. Fragment und Plan des dramatischen Gedichts, Warbeck.
III. Plan des Trauerspiels: die Malthefer.
IV. Plan eines Drama: die Kinder des Hauses.

I.

# Fragment und Plan

des

Trauerspiels:

# Demetrius.

# Erster Act.

## Der Reichs=Tag zu Krakau.

(Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man die pohlnische Reichs=Versammlung in dem großen Senats=Saale sitzen. Auf einer drey Stufen hohen Estrade, mit rothem Teppich belegt, ist der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt; zu beyden Seiten hängen die Wappen von Pohlen und Litthauen.

Der König sitzt auf dem Thron; zu seiner Rechten und Linken auf der Estrade stehen die zehn Kronbeamten. Unter der Estrade zu beyden Seiten des Theaters sitzen die Bischöfe, Palatinen, und Castellanen. Diesen gegenüber stehen mit unbedecktem Haupte die Landbothen in zwey Reihen, alle bewaffnet. Der Erzbischof von Gnesen, als der Primas des Reichs, sitzt dem Proscenium am nächsten; hinter ihm hält sein Caplan ein goldnes Kreutz.

### Erzbischof v. Gnesen.

So ist denn dieser stürmevolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände scheiden wohlgesinnt.
Der Adel willigt ein, sich zu entwaffnen,
Der widerspenst'ge Rokoßz *), sich zu lösen,

*) Aufstand des Adels.

Der König aber gibt sein heilig Wort,
Abhülf' zu leisten den gerechten Klagen.

— — — — — — —

Und nun im Innern Fried' ist, können wir
Die Augen richten auf das Ausland.

— — — — — — — —

Ist es der Wille der erlauchten Stände,
Daß Prinz Demetrius, der Rußlands Krone
In Anspruch nimmt, als Iwans echter Sohn,
Sich in den Schranken stelle, um sein Recht,
Vor diesem Seym Walny *) zu erweisen?

Castellan v. Krakau.

Die Ehre fordert's und die Billigkeit;
Unziemlich wär's, ihm dieß Gesuch zu weigern.

Bischof v. Wermeland.

Die Documente seines Rechtsanspruches
Sind eingesehen, und bewährt gefunden.
Man kann ihn hören.

Mehrere Landbothen.

Hören muß man ihn.

Leo Sapieha.

Ihn hören, heißt, ihn anerkennen.

Odowalsky.

Ihn
Nicht hören, heißt, ihn ungehört verwerfen.

*) Reichstag.

Erzbischof v. Gnesen.

Ist's euch genehm, daß er vernommen werde?
Ich frag' zum zweyten — und zum dritten Mahl.

Krongroßkanzler.

Er stelle sich vor unserm Thron.

Senatoren.

Er rede!

Landbothen.

Wir woll'n ihn hören.

(Krongroßmarschall gibt dem Thürhüter ein Zeichen mit seinem Stabe; dieser geht hinaus, um zu öffnen).

Leo Sapieha.

Schreibet nieder, Kanzler,
Ich mache Einspruch gegen dieß Verfahren,
Und gegen alles was d'raus folgt, zuwider
Dem Frieden Pohlens mit der Kron' zu Moskau.

(Demetrius tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu, und macht mit bedecktem Haupte drey Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landbothen; ihm wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Haupts geantwortet. Alsdann stellt er sich so, daß er einen großen Theil der Versammlung und des Publikums, von welchem angenommen wird, daß es im Reichstag mit sitze, im Auge behält, und dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet).

Erzbischof v. Gnesen.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn! Wenn dich der Glanz
Der königlichen Reichs-Versammlung schreckt,
Des Anblicks Majestät die Zung' dir bindet,
So magst du, dir vergönnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwald wählen,
Und eines fremden Mundes dich bedienen.

Demetrius.

Herr Erzbischof, ich stehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Zepter.
Schlecht stünde mir's, vor einem edlen Volk,
Und seinem König und Senat zu zittern.
Ich sah noch nie solch einen hehren Kreis;
Doch dieser Anblick macht das Herz mir groß,
Und schreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen
Um so willkommner sind sie mir, ich kann
Vor keiner glänzendern Versammlung reden.

Erzbischof v. Gnesen.

— — — — — — — Die erlauchte Republik
Ist wohl geneigt, — — — — — —

Demetrius.

Großmächt'ger König! Würd'ge, mächtige
Bischöf' und Palatinen, gnäd'ge Herren
Landbothen der erlauchten Republik!
Verwundert mit nachdenklichem Erstaunen,
Erblick' ich mich, des Czaaren Iwans Sohn,

Auf diesem Reichstag vor dem Volk der Pohlen
Der Haß entzweyte blutig beyde Reiche,
Und Friede wurde nicht, so lang' er lebte.
Doch hat es jetzt der Himmel so gewendet,
Daß ich, sein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhaß in sich sog, als Flehender
Vor euch erscheinen, und in Pohlens Mitte
Mein Recht mir suchen muß. D'rum eh' ich rede,
Vergesset edelmüthig, was gescheh'n,
Und daß der Czaar, deß Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in eure Gränzen hat gewälzt.
Ich stehe vor euch, ein beraubter Fürst,
Ich suche Schutz, der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Brust.
Wer aber soll gerecht seyn auf der Erde,
Wenn es ein großes tapfres Volk nicht ist,
Das frey in höchster Machtvollkommenheit
Nur sich allein braucht Rechenschaft zu geben,
Und unbeschränkt — — — — —
Der schönen Menschlichkeit gehorchen kann.

Erzbischof v. Gnesen.

Ihr gebt euch für des Czaaren Iwans Sohn.
Nicht wahrlich euer Anstand widerspricht,
Noch eure Rede diesem stolzen Anspruch.
Doch überzeuget uns, daß ihr der seyd,
Dann hoffet alles von dem Edelmuth

Der Republik. — Sie hat den Russen nie
Im Feld gefürchtet; beydes liebt sie gleich,
Ein edler Feind, und ein gefäll'ger Freund zu
seyn.

Demetrius.

Iwan Wasilowitsch, der große Czaar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreyt in seines Reiches langer Dauer.
Die erste, aus dem heldenreichen Stamm
Der Romanov, gab ihm den Feodor,
Der nach ihm herrschte. Einen einz'gen Sohn
Dmitri, die Blüthe seiner Kraft,
Gebar ihm Marfa, aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater starb.
Czaar Feodor, ein Jüngling schwacher Kraft
Und blöden Geist's, ließ seinen obersten
Stallmeister walten, Boris Godunov,
Der mit verschlagner Hofkunst ihn beherrschte.
Födor war kinderlos, und keinen Erben
Versprach der Czaarinn unfruchtbarer Schooß.
Als nun der listige Bojar die Gunst
Des Volks mit Schmeichelkünsten sich erschlichen,
Erhub er seine Wünsche bis zum Thron;
Ein junger Prinz nur stand noch zwischen ihm
Und seiner stolzen Hoffnung, Prinz Dimitri

Iwanowitsch, der unterm Aug der Mutter
Zu Uglitsch, ihrem Witwensitz, heranwuchs.
Als nun sein schwarzer Anschlag zur Vollziehung
Gereift, sandt' er nach Uglitsch Mörder aus,
Den Czaarowitsch zu tödten, — — — — —
Ein Feu'r ergriff in tiefer Mitternacht
Des Schlosses Flügel, wo der junge Fürst
Mit seinem Wärter abgesondert wohnte.
Ein Raub gewalt'ger Flammen war das Haus,
Der Prinz verschwunden aus dem Aug' der Menschen
Und blieb's; als todt beweint' ihn alle Welt.
Bekannte Dinge meld' ich, die ganz Moskau kennt.

Erzbischof v. Gnesen.

Was ihr berichtet, ist uns allen kund.
Erschollen ist der Ruf durch alle Reiche,
Daß Prinz Dimitri bey der Feuersbrunst
Zu Uglitsch seinen Untergang gefunden.
Und weil sein Tod dem Czaar, der jetzo herrscht,
Zum Glück ausschlug, so trug man kein Bedenken,
Ihn anzuklagen dieses schweren Mords.
Doch nicht von seinem Tod' ist jetzt die Rede!
Es lebt ja dieser Prinz! Er leb' in Euch,
Behauptet ihr. Davon gebt uns Beweise.
Wodurch beglaubigt ihr, daß ihr **der** seyd?

An welchen Zeichen soll man euch erkennen?
Wie bliebt ihr unentdeckt von dem Verfolger,
Und tretet jetzt, nach sechzehnjähr'ger Stille,
Nicht mehr erwartet, an das Licht der Welt?

Demetrius.

Kein Jahr ist's noch, daß ich mich selbst gefunden;
Denn bis dahin lebt' ich mir selbst verborgen,
Nicht ahnend meine fürstliche Geburt.
Mönch unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfing, zum Selbstbewußtseyn zu erwachen,
Und mich umgab der strenge Kloster-Zwang.
Der engen Pfaffenweise widerstand
Der muth'ge Geist, und dunkel mächtig in den Adern
Empörte sich das ritterliche Blut.
Das Mönchsgewand warf ich entschlossen ab,
Und floh nach Pohlen, wo der edle Fürst
Von Sendomir, der holde Freund der Menschen,
Mich gastlich aufnahm in sein Fürstenhaus,
Und zu der Waffen edlem Dienst erzog.

Erzbischof v. Gnesen.

——————— Wie? Ihr kanntet euch noch nicht,
Und doch erfüllte damahls schon der Ruf
Die Welt, daß Prinz Demetrius noch lebe?
Czaar Boris zitterte auf seinem Thron,
Und stellte seine Sassafs an die Gränzen,

Um scharf auf jeden Wanderer zu achten.
Wie? Diese Sage ging nicht aus von euch?
Ihr hättet euch nicht für Demetrius
Gegeben?

Demetrius.

Ich erzähle, was ich weiß.
Ging ein Gerücht umher von meinem Daseyn,
So hat geschäftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatins
Und unter seiner Dienerschar verloren,
Lebt' ich der Jugend fröhlich dunkle Zeit.
— — — — Mit stiller Huldigung
Verehrt' ich seine reitzgeschmückte Tochter,
Doch damahls von der Kühnheit weit entfernt,
Den Wunsch zu solchem Glück empor zu wagen.
Den Castellan von Lemberg, ihren Freyer,
Beleidigt meine Leidenschaft. Er setzt
Mich stolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergißt er sich so weit, nach mir zu schlagen.
So schwer gereitzet greif' ich zum Gewehr,
Er, sinnlos, wüthend, stürzt in meinen Degen,
Und fällt durch meine willenlose Hand.

Mnischek.

Ja, so verhält sich — — — — —

Demetrius.

Mein Unglück war das höchste! Ohne Nahmen,

Ein Russ' und Fremdling hatt' ich einen Großen
Des Reichs getödtet, hatte Mord verübt
Im Hause meines gastlichen Beschützers,
Ihm seinen Eidam, seinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unschuld; nicht das Mitleid
Des ganzen Hofgesindes, nicht die Gunst
Des edlen Palatinus kann mich retten.
Denn das Gesetz, das nur den Pohlen gnädig,
Doch streng' ist allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt; ich sollte sterben.
Schon kniet' ich nieder an den Block des Todes,
Entblößte meinen Hals dem Schwert. —
— In diesem Augenblicke ward ein Kreutz
Von Gold mit kostbar'n Edelsteinen sichtbar,
Das in der Tauf' mir umgehangen ward.
Ich hatte, wie es Sitte ist bey uns,
Das heil'ge Pfand der christlichen Erlösung
Verborgen stets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
Wo ich vom süßen Leben scheiden sollte,
Ergriff ich es als meinen letzten Trost,
Und drückt' es an den Mund mit frommer Andacht.

(Die Pohlen geben durch stummes Spiel ihre Theilnehmung zu erkennen).

Das Kleinod wird bemerkt, sein Glanz und Werth
Erregt Erstaunen, weckt die Neugier auf.

Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiß ich keiner Zeit mich zu besinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun fügte sich's, daß drey Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Czaars entflohn,
Bey meinem Herrn zu Sambor eingesprochen;
Sie sah'n das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethysten
Durchschlungen waren, für dasselbige,
Was Knäs Mestislowskoy dem jüngsten Sohn
Des Czaaren bey der Taufe umgehangen.
Sie seh'n mich näher an, und seh'n erstaunt
Ein seltsam Spielwerk der Natur, daß ich
Am rechten Arme kürzer bin geboren.
Als sie mich nun mit Fragen ängstigten,
Besann ich mich auf einen kleinen Psalter,
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführt.
In diesem Psalter standen griech'sche Worte,
Vom Igumen *) mit eigner Hand hinein
Geschrieben. Selbst hatt' ich sie nie gelesen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Psalter
Wird jetzt herbeygehohlt, die Schrift gelesen;
Ihr Inhalt ist: Daß Bruder Wasili Philaret,
(Dieß war meinKlosternahm') des Buchs Besitzer,

*) Abt des Klosters.

Prinz Dmitri sey, des Iwans jüngster Sohn,
Den Andrei, ein redlicher Diak,
In jener Mordnacht heimlich weggeflüchtet;
Urkunden dessen lägen aufbewahrt
In zweyen Klöstern, die bezeichnet waren.
Hier stürzten die Bojaren mir zu Füßen,
Besiegt von dieser Zeugnisse Gewalt,
Und grüßten mich als ihres Czaaren Sohn;
Und also jählings aus des Unglücks Tiefen
Riß mich das Schicksal auf des Glückes Höh'n.

Erzbischof v. Gnesen.

— — — — — — —

Demetrius.

Und jetzt fiel's auch wie Schuppen mir vom Auge
Erinn'rungen belebten sich auf ein Mahl
Im fernsten Hintergrund vergangner Zeit;
Und wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, so wurden
Mir in der Seele zwey Gestalten hell,
Die höchsten Sonnengipfel des Bewußtseyns.
Ich sah mich flieh'n in einer dunkeln Nacht,
Und eine lohe Flamme sah ich steigen
In schwarzem Nachtgrau'n, als ich rückwärts sah.
Ein uralt frühes Denken mußt' es seyn,
Denn was vorherging, was darauf gefolgt,
War ausgelöscht in langer Zeiten Ferne;

Nur abgerissen, einsam leuchtend, stand
Dieß Schreckensbild mir im Gedächtniß da;
Doch wohl besann ich mich aus spätern Jahren,
Wie der Gefährten Einer mich im Zorn
Den Sohn des Czaars genannt. Ich hielt's für Spott,
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.
Dieß alles traf jetzt blitzschnell meinen Geist,
Und vor mir stand's mit leuchtender Gewißheit,
Ich sey des Czaaren todtgeglaubter Sohn.
Es lösten sich mit diesem einz'gen Wort
Die Räthsel alle meines dunkeln Wesens.
Nicht bloß an Zeichen, die betrüglich sind,
In tiefster Brust, an meines Herzens Schlägen,
Fühlt' ich in mir das königliche Blut,
Und eher will ich's tropfenweis verspritzen,
Als meinem Recht entsagen und der Krone.

Erzbischof v. Gnesen.

Und, sollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die sich durch Zufall bey euch finden mochte?
Dem Zeugniß ein'ger Flüchtlinge vertrau'n?
Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anstand ist gewiß nicht eines Lügners;
Doch könntet ihr selbst der Betrog'ne seyn;
Es ist dem Menschenherzen zu verzeihen,

In solchem großen Spiel sich zu betrügen.
Was stellt ihr uns für Bürgen eures Worts?

Demetrius.

Ich stelle fünfzig Eideshelfer auf,
Piasten alle, freygeborne Pohlen
Untadelichen Rufs, die Jegliches
Erhärten sollen, was ich hier behauptet.
Dort sitzt der edle Fürst von Sendomir,
Der Castellan von Lublin ihm zur Seite;
Die zeugen mir's, ob Wahrheit ich geredet.

— — — — — — —

Erzbischof v. Gnesen.

Was nun bedünket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugnisse vereinter Kraft
Muß sich der Zweifel überwunden geben.
Ein schleichendes Gerücht durchläuft schon längst
Die Welt, daß Dmitri, Jwans Sohn, noch lebe;
Czaar Boris selbst bestärkt's durch seine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt sich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufalls-Spiele der Natur,
Ganz dem Verschwund'nen ähnlich, den man sucht,
Durch edlen Geist des großen Anspruchs werth.
Aus Kloster-Mauern ging er wunderbar,
Geheimnißvoll hervor, mit Rittertugend
Begabt, der nur der Mönche Zögling war;

Ein Kleinod zeigt er, das der Czaarowitsch
Einst an sich trug, von dem er nie sich trennte.
Ein schriftlich Zeugniß noch von frommen Händen
Beglaubigt seine fürstliche Geburt,
Und kräft'ger noch aus seiner schlichten Rede
Und reinen Stirn spricht uns die Wahrheit an.
Nicht solche Züge borgt sich der Betrug;
Der hüllt sich täuschend ein in große Worte,
Und in der Sprache rednerischen Schmuck.
Nicht länger denn versag' ich ihm den Nahmen,
Den er mit Fug und Recht in Anspruch nimmt,
Und, meines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erste Stimme.

Erzbischof v. Lemberg.

Ich stimme, wie der Primas.

Mehrere Bischöfe.

Wie der Primas.

Mehrere Palatinen.

Auch ich!

Odowalsky.

Und ich!

Landbothen (rasch auf einander).

Wir alle!

Sapieha.

Gnäd'ge Herren!
Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!

Ein edler Reichstag lasse sich nicht rasch
Hinreissen zu — — —

Odowalsky.

Hier ist
Nichts zu bedenken; Alles ist bedacht,
Unwiderleglich sprechen die Beweise.
Hier ist nicht Moskau; nicht Despotenfurcht
Schnürt hier die freye Seele zu. Hier darf
Die Wahrheit wandeln mit erhab'nem Haupt.
Ich will's nicht hoffen, edle Herrn, daß hier
Zu Krakau, auf dem Reichstag selbst der Pohlen
Der Czaar von Moskau feile Sclaven habe.

Demetrius.

O! habet Dank, erlauchte Senatoren!
Daß ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt.
Und wenn ich euch nun der wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o! so duldet nicht,
Daß sich ein frecher Räuber meines Erb's
Anmaße, und den Zepter länger schände,
Der mir, dem echten Czaarowitsch, gebührt.

— — — — —

Die Gerechtigkeit hab' ich, ihr habt die Macht.
Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß gescheh', was Rechtens ist,
Und jedem auf der Welt das Seine werde.
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,

Da freut sich jeder sicher seines Erb's,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.
— — — — — —
Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt.
— — — — — — — —

(Antworten der Senatoren, die dem Demetrius beystimmen).

Demetrius.

O! sieh mich an, ruhmreicher Sigismund!
Großmächt'ger König! Greif' in deine Brust,
Und sieh dein eignes Schicksal in dem meinen.
Auch du erfuhrst die Schläge des Geschicks;
In einem Kerker kamest du zur Welt,
Dein erster Blick fiel auf Gefängnißmauern.
Du brauchtest einen Retter und Befreyer,
Der aus dem Kerker auf den Thron dich hob.
Du fandest ihn. Großmuth hast du erfahren,
O! übe Großmuth auch an mir. — —
— — — — — — —
Und ihr erhabnen Männer des Senats,
Ehrwürd'ge Bischöfe, der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Castellanen,

Hier ist der Augenblick, durch edle That
Zwey lang' entzweyte Völker zu versöhnen.
Erwerbet euch den Ruhm, daß Pohlens Kraft
Den Moscowitern ihren Czaar gegeben,
Und in dem Nachbar, der euch feindlich drängte
Erwerbt euch einen dankbar'n Freund.
Und ihr
Landbothen der erlauchten Republik,
Zäumt eure schnellen Rosse, sitzet auf,
Euch öffnen sich des Glückes goldne Thore,
Mit euch will ich den Raub des Feindes theilen.
Moskau ist reich an Gütern, unermeßlich
An Gold und Edelsteinen ist der Schatz
Des Czaars; ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich will's. Wenn ich als Czaar
Einziehe auf dem Kremel, dann, ich schwör's,
Soll sich der ärmste unter euch, der mir
Dahin gefolgt, in Sammt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen sein Geschirr bedecken,
Und Silber sey das schlechteste Metall,
Um seiner Pferde Hufe zu beschlagen.

(Es entsteht eine große Bewegung unter den Landbothen).

Korela (Kosaken-Hettmann).

(Erklärt sich bereit, ihm ein Heer zuzuführen).

Odowalsky.

Soll der Kosak uns Ruhm und Beute rauben?

— — — — — — — — — — —

Wir haben Friede mit dem Tartarfürst
Und Türken, nichts zu fürchten von dem Schweden.
Schon lang' verzehrt sich unser tapfrer Muth
Im trägen Frieden, unsre Schwerter rosten.
Auf! laßt uns fallen in das Land des Czaars,
Und einen dankbar'n Bundes-Freund gewinnen,
Indem wir Pohlens Macht und Größe mehren.

Viele Landbothen.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Andere.

Man beschließe es!
Gleich sammle man die Stimmen!

Sapieha (steht auf).

Krongroßmarschall!
Gebiethet Stille, ich verlang' das Wort.

Eine Menge von Stimmen.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Sapieha.

Ich verlang' das Wort.
Marschall! thut euer Amt!

(Großes Getöse in dem Saale, und außerhalb desselben).

Krongroßmarschall.

Ihr seht, es ist
Vergebens.

Sapieha.

Was? der Marschall auch bestochen?

Ist keine Freyheit auf dem Reichstag mehr?
Werft euren Stab hin, und gebiethet Schweigen!
Ich ford' es, ich begehr's und will's.

(Krongroßmarschall wirft seinen Stab in die Mitte des Saals, der Tumult legt sich).

Was denkt ihr? Was beschließt ihr? Steh'n wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Czaar zu Moskau?
Ich selbst als euer königlicher Bothe
Errichtete den zwanzigjähr'gen Bund;
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feyerlichen Eidschwur auf dem Kremel,
Und redlich hat der Czaar uns Wort gehalten.
Was ist beschworne Treu'? Was sind Verträge,
Wenn ein solenner Reichstag sie zerbrechen darf?

Demetrius.

Fürst Leo Sapieha! Ihr habt Frieden
Geschlossen, sagt ihr, mit dem Czaar zu Moskau?
Das habt ihr nicht; denn ich bin dieser Czaar.
In mir ist Moskau's Majestät, ich bin
Der Sohn des Iwan und sein rechter Erbe.
Wenn Pohlen Frieden schließen will mit Rußland,
Mit mir muß es geschehen, eu'r Vertrag
Ist nichtig, mit dem Nichtigen errichtet.

Odowalsky.

Was kümmert eu'r Vertrag uns! Damahls haben
Wir so gewollt, und heute woll'n wir anders.

Sapieha.

Ist es dahin gekommen? Will sich niemand
Erheben für das Recht, nun so will ich's.
Zerreissen will ich dieß Geweb' der Arglist,
Aufdecken will ich alles, was ich weiß.
— Ehrwürd'ger Primas! Wie? bist du im Ernst
So gutmüthig, oder kannst dich so verstellen?
Seyd ihr so gläubig, Senatoren? König,
Bist du so schwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht
wissen,
Daß ihr ein Spielwerk seyd des list'gen Woywoda
Von Sendomir, der diesen Czaar aufstellte,
Deß ungemess'ner Ehrgeitz in Gedanken
Das güterreiche Moskau schon verschlingt?
Muß ich's euch sagen, daß bereits der Bund
Geknüpft ist und beschworen zwischen beyden,
Daß er die jüngste Tochter ihm verlobte?
Und soll die edle Republik sich blind
In die Gefahren eines Krieges stürzen,
Um den Woywoden groß, um seine Tochter
Zur Czaarinn und zur Königinn zu machen?
Bestochen hat er alles und erkauft:
Den Reichstag, weiß ich wohl, will er beherrschen.
Ich sehe seine Faction gewaltig
In diesem Saal, und nicht genug, daß er
Den Seym Walny durch die Mehrheit leitet,

Bezogen hat er mit dreytausend Pferden
Den Reichstag, und ganz Krakau überschwemmt
Mit seinen Lehens-Leuten. Eben jetzt
Erfüllen sie die Hallen dieses Hauses;
Man will die Freyheit unsrer Stimmen zwingen.
Doch keine Furcht bewegt mein tapfres Herz;
So lang' noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freyheit meines Worts behaupten.
Wer wohlgesinnt ist, tritt zu mir herüber.
So lang' ich Leben habe, soll kein Schluß
Durchgeh'n, der wider Recht ist, und Vernunft.
Ich hab' mit Moskau Frieden abgeschlossen,
Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odowalsky.

Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

(Bischöfe von Krakau und Wilna stehen auf, und gehen jeder an seiner Seite hinab, um die Stimmen zu sammeln).

Viele.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Erzbischof v. Gnesen.

(zu Sapieha).

Gebt euch, edler Herr!
Ihr seht, daß euch die Mehrheit widerstrebt,
Treibt's nicht zu einer unglücksel'gen Spaltung.

Krongroßkanzler

(kommt von dem Thron herab, zu Sapieha).

Der König läßt euch bitten, nachzugeben,
Herr Woywod, und den Reichstag nicht zu spalten.

Thürhüter (heimlich zu Odowalsky).

Ihr sollt euch tapfer halten, melden euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau steh' zu euch.

Krongroßmarschall (zu Sapieha).

Es sind so gute Schlüsse durchgegangen.
O, gebt euch! Um des andern Guten willen,
Was man beschlossen, fügt euch in die Mehrheit.

Bischof von Krakau

(hat auf seiner Seite die Stimmen gesammelt).

Auf dieser rechten Bank ist alles einig.

Sapieha.

Laßt alles einig seyn. — Ich sage nein!
Ich sage veto! ich zerreisse den Reichstag.
Man schreite nicht weiter. Aufgehoben, null
Ist alles, was beschlossen ward.

(Allgemeiner Aufstand; der König steigt vom Throne, die Schranken werden eingestürzt, es entsteht ein tumultuarisches Getöse. Landbothen greifen zu den Säbeln und zucken sie links und rechts auf Sapieha. Bischöfe treten auf beyden Seiten dazwischen und vertheidigen ihn mit ihren Stolen).

Die Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,

Verstand ist stets bey Wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich um's Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freyheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brod und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergeh'n, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Odowalsky.

Hört den Verräther! —

Landbothen.

Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken!

Erzbischof von Gnesen

(reißt seinem Caplan das Kreutz aus der Hand und tritt dazwischen).

Friede!

Soll Blut der Bürger auf dem Reichstag fließen?
Fürst Sapieha! mäßigt euch!

(zu den Bischöfen).

Bringt ihn
Hinweg! Macht eure Brust zu seinem Schilde!
Durch jene Seitenthür entfernt ihn still,
Daß ihn die Menge nicht in Stücken reisse.

(Sapieha, noch immer mit den Blicken drohend, wird von den Bischöfen mit Gewalt fortgezogen, indem der Erzbischof von Gnesen und von Lemberg die eindringenden Landbothen von ihm abwehren. Unter

heftigem Tumult und Säbelgeklirr leert sich der Saal aus, daß nur Demetrius, Mnischek, Odowalsky und der Kosaken-Hettmann zurück bleiben).

Odowalsky.

Das schlug uns fehl, — — — — — —
Doch darum soll euch Hülfe nicht entstehen.
Hält auch die Republik mit Moskau Frieden,
Wir führen's aus mit unsern eig'nen Kräften.

Korela.

Wer hätt' auch das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde Spitze biethen.

Mnischek.

Der König kommt.

König Sigismund, begleitet von dem Krongroßkanzler, Krongroßmarschall, und einigen Bischöfen.

König.

Mein Prinz, laßt euch umarmen!
Die hohe Republik erzeugt euch endlich
Gerechtigkeit; mein Herz hat es schon längst.
Tief rührt mich euer Schicksal. Wohl muß es
Die Herzen aller Könige bewegen.

Demetrius.

Vergessen hab' ich alles, was ich litt;
An eurer Brust fühl' ich mich neugeboren.

König.

Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König
Vermag, der über reichere Vasallen
Gebiethet als er selbst, bieth' ich euch an.
Ihr habt ein böses Schauspiel angeseh'n.
Denkt d'rum nicht schlimmer von der Pohlen Reich,
Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.

Mnischek.

In Sturmes Brausen lenkt der Steuermann
Das Fahrzeug schnell und führt's zum sichern Hafen.

König.

Der Reichstag ist zerrissen. Wollt' ich auch,
Ich darf den Frieden mit dem Czaar nicht brechen.
Doch habt ihr mächt'ge Freunde. Will der Pohle
Auf eigene Gefahr sich für euch waffnen,
Will der Kosak des Krieges Glücksspiel wagen,
Er ist ein freyer Mann, ich kann's nicht wehren.

Mnischek.

Der ganze Rokosz steht noch unter Waffen.
Gefällt dir's, Herr, so kann der wilde Strom,
Der gegen deine Hoheit sich empörte,
Unschädlich über Moskau sich ergießen.

König.

Die besten Waffen wird dir Rußland geben,
Dein bester Schirm ist deines Volkes Herz.

Rußland wird nur durch Rußland überwunden.
So wie du heute vor dem Reichstag sprachst,
So rede dort in Moskau zu den Bürgern;
Ihr Herz erob're dir, und du wirst herrschen.
In Schweden hab' ich, als geborner König,
Einst friedlich den ererbten Thron bestiegen,
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgesinnung widerstrebte.

Marina (tritt auf).

— — — — — — —

Mnischek.

Erhab'ne Majestät, zu deinen Füßen
Wirft sich Marina, meine jüngste Tochter,
Der Prinz von Moskau biethet ihr sein Herz; —
Du bist der hohe Schirmvoigt unsers Hauses,
Von deiner königlichen Hand allein
Geziemt es ihr, den Gatten zu empfangen.

(Marina kniet vor dem König).

König.

Wohl Vetter, ist es euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bey dem Czaar vertreten.
(Zu Demetrius, dem er die Hand der Marina übergibt).
So führ' ich euch in diesem schönen Pfande
Des Glückes heit're Göttinn zu — Und mög' es
Mein Aug' erleben, dieses holde Paar
Sitzen zu sehen auf dem Thron zu Moskau!

Marina.

Herr! demuthsvoll verehr' ich deine Gnade,
Und deine Sclavinn bleib' ich, wo ich bin.

König.

Steht auf, Czaarißa! Dieser Platz ist nicht
Für euch, nicht für die czaarische Verlobte,
Nicht für die Tochter meines ersten Woywods.
Ihr seyd die jüngste unter euern Schwestern,
Doch euer Geist fliegt ihrem Glücke vor,
Und nach dem Höchsten strebt ihr hochgesinnt.

Demetrius.

Sey Zeuge, großer König, meines Schwurs,
Ich leg' als Fürst ihn in des Fürsten Hand!
Die Hand des edlen Fräuleins nehm' ich an
Als ein kostbares Pfand des Glücks. Ich schwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron bestiegen,
Als meine Braut sie festlich heimzuführen,
Wie's einer großen Königinn geziemt.
Zur Morgengabe schenk' ich meiner Braut
Die Fürstenthümer Pleskow und Groß-Neugart,
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten
Zum freyen Eigenthum auf ew'ge Zeit,
Und diese Schenkung will ich ihr als Czaar
Bestätigen in meiner Hauptstadt Moskau.
Dem edlen Woywod zahl' ich zum Ersatz

Für seine Rüstung eine Million
Ducaten pohlnischen Geprägs. — —
— — — — — — —
So helf' mir Gott und seine Heiligen,
Als ich dieß treulich schwur und halten werde.

König.

Ihr werdet es, ihr werdet nie vergessen,
Was ihr dem edlen Woywod schuldig seyd,
Der sein gewisses Glück an eure Wünsche,
Ein theures Kind an eure Hoffnung wagt.
So selt'ner Freund ist köstlich zu bewahren!
D'rum, wenn ihr glücklich seyd, vergesset nie,
Auf welchen Sprossen ihr zum Thron gestiegen,
Und mit dem Kleide wechselt nicht das Herz!
Denkt, daß ihr euch in Pohlen selbst gefunden,
Daß euch dieß Land zum zweyten Mahl geboren.

Demetrius.

Ich bin erwachsen in der Niedrigkeit,
Das schöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Mensch an Mensch mit Wechselneigung bindet.

König.

Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo and're Sitten und Gebräuche gelten.
Hier in der Pohlen Land regiert die Freyheit;
Der König selbst, wiewohl an Glanz der höchste,

Muß oft des mächt'gen Adels Diener seyn.
Dort herrscht des Vaters heilige Gewalt,
Der Sclave dient mit leidendem Gehorsam.
— — — — — —

Demetrius.

Die schöne Freyheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sclaven frohe Menschen machen,
Ich will nicht herrschen über Sclaven=Seelen.

König.

Thut's nicht zu rasch, und lernt der Zeit gehorchen.
Hört, Prinz, zum Abschied noch von mir drey Lehren,
Befolgt sie treu, wenn ihr zum Reich gelangt.
Ein König gibt sie euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und eure Jugend kann sie nützen.

Demetrius.

O, lehrt mich eure Weisheit, großer König!
Ihr seyd geehrt von einem freyen Volke; —
Wie mach' ich's, um dasselbe zu erreichen?

König.

— — — — — Ihr kommt vom Ausland;
Euch führen fremde Feindeswaffen ein;
Dieß erste Unrecht habt ihr gut zu machen.
D'rum zeiget euch als Moskau's wahrer Sohn,
Indem ihr Achtung tragt vor seinen Sitten.

Dem Pohlen haltet Wort und ehret ihn;
Denn Freunde braucht ihr auf dem neuen Thron,
Der Arm, der euch einführte, kann euch stürzen.
Hochhaltet ihn, doch ahmet ihm nicht nach.
Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande

— — — — — —

Doch was ihr auch beginnt, — ehrt eure Mutter,
Ihr findet eine Mutter. —

Demetrius.

O, mein König!

König.

Wohl habt ihr Ursach, kindlich sie zu ehren.
Verehrt sie — zwischen euch und eurem Volk
Steht sie, ein heilig theures Band. Frey ist
Die Czaargewalt von menschlichen Gesetzen,
Dort ist nichts Furchtbares, als die Natur,
Kein bess'res Pfand für eure Menschlichkeit
Hat euer Volk, als eure Kindesliebe. —
Ich sage nichts mehr. Manches ist noch übrig,
Eh' ihr das goldne Widderfell erobert.
Erwartet keinen leichten Sieg. — — —
Czaar Boris herrscht mit Anseh'n und mit Kraft,
Mit keinem Weichling geht ihr in den Streit.
Wer durch Verdienst sich auf den Thron geschwungen,
Den stürzt der Wind der Meinung nicht so schnell,

Und seine Thaten sind ihm statt der Ahnen. —
Ich überlaß' euch eurem guten Glück.
Es hat zu zweyen Mahlen durch ein Wunder
Euch aus der Hand des Todes schon gerettet;
Es wird sein Werk vollenden und euch krönen.

---

Marina. Odowalsky.

Odowalsky.

Nun Fräulein, hab' ich meinen Auftrag wohl
Erfüllt, und wirst du meinen Eifer loben?

Marina.

Recht gut, daß wir allein sind, Odowalsky.
Wir haben wicht'ge Dinge zu besprechen,
Davon der Prinz nichts wissen soll. Mag er
Der Götterstimme folgen, die ihn treibt;
Er glaub' an sich, so glaubt ihm auch die Welt.
Laß ihn nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter großer Thaten ist. —
Wir aber müssen hell seh'n, müssen handeln.
Er gibt den Nahmen, die Begeisterung,
Wir müssen die Besinnung für ihn haben;
Und haben wir uns des Erfolgs versichert
Mit kluger Kunst, so wähn' er immerhin,
Daß es aus Himmels Höh'n ihm zugefallen.

Odowalsky.

Gebiethe, Fräulein! Deinem Dienste leb' ich.
Bekümmert mich des Moskowiters Sache?
Du bist es, Deine Größ' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben setzen will.
Mir blüht kein Glück; abhängig, güterlos,
Darf ich die Wünsche nicht zu dir erheben.
Verdienen aber will ich deine Gunst;
Dich groß zu machen, sey mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein and'rer dich besitzen,
Mein bist du doch, wenn du mein Werk nur bist.

Marina.

D'rum leg' ich auch mein ganzes Herz auf dich,
Du bist der Mann, dem ich die That vertraue.
Der König meint es falsch. Ich schau' ihn durch.—
Ein abgeredet Spiel mit Sapieha
War alles nur. Zwar ist's ihm wohl gelegen,
Daß sich mein Vater, dessen Macht er fürchtet,
In dieser Unternehmung schwächt, daß sich
Der Bund des Adels, der ihm furchtbar war,
In diesem fremden Kriegeszug entladet;
Doch will er selbst neutral im Kampfe bleiben.
Des Kampfes Glück denkt er mit uns zu theilen;
Sind wir besiegt, so leichter hofft er uns
Sein Herrscherjoch in Pohlen aufzulegen.
Wir steh'n allein. Geworfen ist das Loos.

Sorgt er für sich, wir sorgen für das uns're.
— — — — — —
Du führst die Truppen nach Kiow. Sie schwören
Dem Prinzen Treue dort, und schwören mir,
Mir, hörst du? Es ist eine nöth'ge Vorsicht
— — — — — — —

Odowalsky.

— — — — — — —

Marina.

Nicht deinen Arm blos will ich, auch dein Auge.

Odowalsky.

Gebiethe, sprich, — — — — —

Marina.

Du führst den Czarowitsch.
Bewach' ihn gut, weich' nie von seiner Seite,
Von jedem Schritt gibst du mir Rechenschaft.

Odowalsky.

Vertrau' auf mich, er soll uns nie entbehren.

Marina.

Kein Mensch ist dankbar. Fühlt er sich als Czaar,
Schnell wird er uns're Fessel von sich werfen.
— — — — — —
Der Russe haßt den Pohlen, muß ihn hassen;
Da ist kein festes Herzensband zu knüpfen.
— — — — — — —

Marina. Odowalsky. Opalinsky. Bielsky, und mehrere pohlnische Edelleute.

Opalinsky.

Schaff' Geld, Patroninn! und wir ziehen mit.
Der lange Reichstag hat uns aufgezehrt;
Wir machen dich zu Rußlands Königinn.

Marina.

Der Bischof von Kaminieck und von Kulm,
Schießt Geld auf Pfandschaft vor von Land und Leuten.
Verkauft, verpfändet eure Bauernhöfe,
Versilbert alles, steckt's in Pferd und Rüstung.
Der beste Kaufmann ist der Krieg. Er macht
Aus Eisen Gold. — Was jetzt ihr auch verliert,
In Moskau wird sich's zehnfach wieder finden.

Bielsky.

Es sitzen noch Zweyhundert in der Trinkstub',
Wenn du dich zeigst, und einen Becher leerst
Mit ihnen, sind sie dein, — ich kenne sie.

Marina.

Erwarte mich, du sollst mich hingeleiten.

Opalinsky.

— — — — — —

Gewiß, du bist zur Königinn geboren.

Marina.

So ist's. D'rum mußt' ich's werden. —

Bielsky.

Ja, besteige

Du selbst den weißen Zelter, waffne dich,
Und, eine zweyte Vanda, führe du
Zum sichern Siege deine muth'gen Scharen.

Marina.

Mein Geist führt euch. Der Krieg ist nicht für
Weiber.
In Kiow ist der Sammelplatz. Dort wird
Mein Vater aufzieh'n mit dreytausend Pferden.
Mein Schwager gibt zweytausend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hülfs-Heer von Kosaken.
Schwört ihr mir Treue?

Alle.

Ja! wir schwören!

(zieh'n die Säbel).

Einige.

Vivat Marina!

Andere.

Russiae Regina!

(Marina zerreißt ihren Schleyer, und vertheilt ihn unter die Edelleute. Alle gehen ab., außer Marina).

Mnischek. Marina.

Marina.

Warum so ernst, mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunsch gelingt,
Und alle Arme sich für uns bewaffnen?

Mnischek.

Das eben, meine Tochter. Alles, alles
Steht auf dem Spiel. In dieser Kriegesrüstung
Erschöpft sich deines Vaters ganze Kraft.
Wohl hab' ich Grund, es ernstlich zu bedenken;
Das Glück ist falsch, unsicher der Erfolg.

— — — — — —

Marina.

— — — — — —

Mnischek.

Gefährlich Mädchen, wozu hast du mich
Gebracht! Was bin ich für ein schwacher Vater,
Daß ich nicht deinem Dringen widerstand.
Ich bin der reichste Woywoda des Reichs,
Der Erste nach dem König. — Hätten wir
Uns damit nicht bescheiden, uns'res Glücks
Genießen können mit vergnügter Seele?
Du strebtest höher — nicht das mäß'ge Loos
Genügte dir, das deinen Schwestern ward.
Erreichen wolltest du das höchste Ziel

Der Sterblichen, und eine Krone tragen.
Ich allzu schwacher Vater möchte gern
Auf dich, mein Liebstes, alles Höchste häufen;
Ich lasse mich bethören durch dein Flehen,
Und an den Zufall wag' ich das Gewisse.

Marina.

Wie? theurer Vater! reu't dich deine Güte?
Wer kann mit dem Geringern sich bescheiden,
Wenn ihm das Höchste über'm Haupte schwebt?

Mnischek.

Doch tragen deine Schwestern keine Kronen,
Und sind beglückt — — — —
— — — — — —

Marina.

Was für ein Glück ist das, wenn ich vom Hause
Des Woywods, meines Vaters, in das Haus
Des Palatinus, meines Gatten, ziehe?
Was wächst mir Neues zu aus diesem Tausch?
Und kann ich mich des nächsten Tages freuen,
Wenn er mir mehr nicht, als der heut'ge bringt?
O! unschmackhafte Wiederkehr des Alten,
Langweilige Dasselbigkeit des Daseyns!
Lohnt sich's der Müh' zu hoffen und zu streben?
Die Liebe oder Größe muß es seyn,
Sonst alles and're ist mir gleich gemein.

Mnischek.

— — — — —

Marina.

Erheit're deine Stirn, mein theurer Vater!
Laßt uns der Fluth vertrauen, die uns trägt!
Nicht an die Opfer denke, die du bringest,
Denk' an den Preis, an das erreichte Ziel —
Wenn du dein Mädchen sitzen sehen wirst,
Im Schmuck der Czaarinn auf dem Thron zu Moskau,
Wenn deine Enkel diese Welt beherrschen. —

Mnischek.

Ich denke nichts, ich sehe nichts als dich,
Mein Mädchen! dich im Glanz der Königs-Krone.
Du forderst es, ich kann dir nichts versagen.

Marina.

Noch eine Bitte, lieber, bester Vater,
Gewähre mir!

Mnischek.

Was wünschest du, mein Kind?

Marina.

Soll ich zu Sambor eingeschlossen bleiben
Mit der unbänd'gen Sehnsucht in der Brust?
Jenseits des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endlose Räume trennen mich davon. —

Kann ich das tragen? O! der ungeduld'ge Geist
Wird auf der Folter der Erwartung liegen,
Und dieses Raumes ungeheure Länge
Mit Angst ausmessen und mit Herzensschlägen.

Mnischek.

Was willst du? Was verlangst du? — —

Marina.

Laß mich in Kiow des Erfolges harren;
Dort schöpf' ich jedes Neue an der Quelle.
Dort an der Gränzmark beyder Reiche, — —
— — — — — —

Mnischek.

Dein Geist strebt furchtbar. Mäß'ge dich, mein Kind!

Marina.

Ja, du vergönnst mir's; ja, du führst mich hin.

Mnischek.

Du führst mich hin. Muß ich nicht, was du willst?

Marina.

Herzvater! wenn ich Czaarinn bin zu Moskau,
Sieh, dann muß Kiow unsr'e Gränze seyn.
Kiow muß mein seyn, und du sollst's regieren.

Mnischek.

Mädchen, du träumst! Schon ist das große Moskau

Zu eng für deinen Geist; du willst schon Land
Auf Kosten deines Vaterlandes, — —

Marina.

Kiow
Gehörte nicht zu unserm Vaterlande.
Dort herrschten der Waräger alte Fürsten;
Ich hab' die alten Chroniken wohl inne, —
Vom Reich der Russen ist es abgerissen,
Zur alten Krone bring' ich es zurück.

Mnischek.

Still! still! das darf der Woywoda nicht hören!

(Man hört Trompeten).

Sie brechen auf! — — —

# Zweyter Act.

## Erste Scene.

Ansicht eines griechischen Klosters in einer öden Wintergegend am See Belosero. Ein Zug von Nonnen in schwarzen Kleidern und Schleyern geht hinten über die Bühne. Marfa, in einem weißen Schleyer, steht von den übrigen abgesondert, an einen Grabstein gelehnt. Olga tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick stehen, sie zu betrachten, und tritt alsdann näher.

Olga.

Treibt dich das Herz nicht auch heraus mit uns
In's Freye der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen, und die Wandervögel zieh'n.
Geöffnet ist die Welt; uns alle lockt
Die neue Lust aus enger Klosters-Zelle
In's off'ne Heit're der verjüngten Flur.
Und du nur willst, versenkt in ew'gen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

Marfa.

Laß mich allein und folge deinen Schwestern.
Ergehe sich in Lust, wer hoffen kann.
Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen, mir ist alles ein Vergang'nes,
Liegt Alles als gewesen hinter mir.

Olga.

Beweinst du ewig deinen Sohn und trauerst
Um die verlor'ne Herrlichkeit? Die Zeit,
Die Balsam gießt in jede Herzenswunde,
Verliert sie ihre Macht an dir allein?
Du warst die Czaarinn dieses großen Reichs,
Warst Mutter eines blüh'nden Sohns, er wurde
Durch ein entsetzlich Schicksal dir geraubt;
In's öde Kloster sahst du dich verstoßen,
Hier an den Gränzen der belebten Welt.
Doch sechzehn Mahl seit jenem Schreckenstage,
Hat sich das Angesicht der Welt verjüngt.
Nur deines seh' ich ewig unverändert,
Ein Bild des Grabs, wenn alles um dich lebt.
Du gleichst der unbeweglichen Gestalt,
Wie sie der Künstler in den Stein geprägt,
Um ewig fort dasselbe zu bedeuten.

Marfa.

Ja, hingestellt hat mich die Zeit
Zum Denkmahl meines schrecklichen Geschicks!

Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz für's Unersetzliche! Mir soll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels-
Gewölbe ewig mit dem Wand'rer geht,
Ihn immer unermeßlich, ganz, umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich
wandle,
Er schließt mich ein, wie ein unendlich Meer,
Nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Olga.

O! sieh doch, was der Fischerknabe bringt,
Um den die Schwestern sich begierig drängen!
Er kommt von fern her, von bewohnten Gränzen,
Er bringt uns Bothschaft aus der Menschen Land.
Der See ist auf, die Straßen wieder frey;
Reizt keine Neugier dich, ihn zu vernehmen?
Denn sind wir gleich gestorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechsel,
Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwund'rung
schauen.

(Nonnen kommen zurück mit einem Fischer-
knaben).

Xenia. Helena.

Sag' an, erzähle, was du Neues bringst.

Alexia.

Was draußen lebt im Seculum, erzähle.

Fischer.

Laßt mich zum Worte kommen, heil'ge Frauen!

Xenia.

Ist's Krieg? — Ist's Friede?

Alexia.

Wer regiert die Welt?

Fischer.

Ein Schiff ist zu Archangel angekommen,
Herab vom Eispol, wo die Welt erstarrt.

Olga.

Wie kam ein Fahrzeug in dieß wilde Meer?

Fischer.

Es ist ein engelländisch Handelsschiff.
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.

Alexia.

Was doch der Mensch nicht wagt für den Gewinn!

Xenia.

So ist die Welt doch nirgends zu verschließen!

Fischer.

Das ist noch die geringste Neuigkeit.
Ganz anderes Geschick bewegt die Erde.

Alexia.

O, sprich, erzähle.

Olga.

Sage, was gescheh'n.

Fischer.

Erstaunliches erlebt man in der Welt;
Die Todten stehen auf, Verstorb'ne leben.

Olga.

Erklär' dich, sprich.

Fischer.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn,
Den wir als todt beweinen sechszehn Jahr,
Er lebt, und ist in Pohlen aufgestanden.

Olga.

Prinz Dmitri lebt!

Morfa (auffahrend).

Mein Sohn!

Olga.

O, fasse dich! O, halte,
Halte dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!

Alexia.

Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Uglitsch und im Feuer umgekommen?

Fischer.

Er ist entkommen aus der Feuersnoth,
In einem Kloster hat er Schutz gefunden,

Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis seine Zeit kam, sich zu offenbaren.

Olga (zu Marfa).

Du zitterst, Fürstinn! du verbleichst?

Marfa.

Ich weiß,
Daß es ein Wahn ist, — doch so wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Daß mir das Herz in meinem Busen wankt.

Olga.

Warum wär' es ein Wahn? O, hör' ihn! Hör' ihn!
Wie könnte solch Gerücht sich ohne Grund
Verbreiten?

Fischer.

Ohne Grund? Zu Waffen greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Pohlen.
Der große Fürst erbebt in seiner Hauptstadt!

(Marfa, an allen Gliedern zitternd, muß sich an Olga und Alexia lehnen).

Xenia.

O rede! sage alles! sage, was du weißt.

Alexia.

Sag' an, wo du das Neue aufgerafft?

Fischer.

Ich aufgerafft? Ein Brief ist ausgegangen
Vom Czaar in alle Lande seiner Herrschaft.

Den hat uns der Posadnik *) uns're Stadt
Verlesen in versammelter Gemeinde.
Darinnen steht, daß man uns täuschen will,
Und daß wir den Betrug nicht sollen glauben.
D'rum eben glauben wir's; denn wär's nicht wahr,
Der große Fürst verachtete die Lüge.

Marfa.

Ist dieß die Fassung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz so sehr der Zeit noch an,
Daß mich ein leeres Wort im Innersten erschüttert?
Schon sechzehn Jahr bewein' ich meinen Sohn,
Und glaubte nun auf einmahl, daß er lebe!

Olga.

Du hast ihn sechzehn Jahr als todt beweint,
Doch seine Asche hast du nie geseh'n!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts;
Wacht doch die Vorsicht über dem Geschick
Der Völker und der Fürsten Haupt. — O öffne
Dein Herz der Hoffnung! — Mehr, als du begreifst,
Geschieht. — Wer kann der Allmacht Gränzen setzen?

*) Richter, Schultheiß.

Marfa.

Soll ich den Blick zurück in's Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeschieden war?

— — — — — —

Nicht bey den Todten wohnte meine Hoffnung?
O, sagt mir nichts mehr! Laßt mein Herz sich nicht
An dieses Trugbild hängen! Laßt mich nicht
Den theuern Sohn zum zweyten Mahl verlieren.
O! meine Ruh' ist hin, hin ist mein Frieden!
Ich kann dieß Wort nicht glauben, ach! und kann's
Nun ewig nicht mehr aus der Seele löschen.
Weh mir! Erst jetzt verlier' ich meinen Sohn,
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich bey den Todten,
Ob bey den Lebenden ihn suchen soll;
Endlosem Zweifel bin ich hingegeben!

(Man hört eine Glocke. Schwester Pförtnerinn kommt).

Olga.

Was ruft die Glocke, Schwester Pförtnerinn?

Pförtnerinn.

Der Erzbischof steht draußen vor den Pforten,
Er kommt vom großen Czaar und will Gehör.

Olga.

Es steht der Erzbischof vor unsern Pforten!
Was führt ihn Außerordentliches her? —

Xenia.

Kommt alle, ihn nach Würden zu empfangen!

(Sie gehen nach der Pforte; indem tritt der Erzbischof ein; sie lassen sich alle vor ihm auf ein Knie nieder, er macht das griechische Kreutz über sie).

Hiob.

Den Kuß des Friedens bring' ich euch im Nahmen
Des Vaters und des Sohnes und des Geists,
Der ausgeht von dem Vater!

Olga.

Herr! wir küssen
In Demuth deine väterliche Hand!
— — — Gebiethe deinen Töchtern.

Hiob.

An Schwester Marfa lautet meine Sendung.

Olga.

Hier steht sie und erwartet dein Geboth.

(Alle Nonnen entfernen sich).

---

Hiob und Marfa.

Hiob.

Der große Fürst ist's, der mich an dich sendet,
Auf seinem fernen Throne denkt er dein;
Denn wie die Sonn' mit ihrem Flammenaug'

Licht durch die Welt und Fülle rings verbreitet,
So ist das Aug' des Herrschers überall;
Bis an die fernsten Enden seines Reichs
Wacht seine Sorge, späht sein Blick umher.

Marfa.

Wie weit sein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren.

Hiob.

Er kennt den hohen Geist, der dich beseelt,
D'rum theilt er zürnend die Beleidigung,
Die ein Verweg'ner dir zu biethen wagt.

Marfa.

— — — — — —

Hiob.

Vernimm: Ein Frevler in der Pohlen Land,
Ein Renegat, der sein Gelübd' als Mönch
Ruchlos abschwörend seinen Gott verläugnet,
Mißbraucht den edlen Nahmen deines Sohnes,
Den dir der Tod geraubt im Kindesalter.
Der dreiste Gaukler rühmt sich deines Bluts,
Und gibt sich für des Czaaren Iwans Sohn;
Ein Woywod bricht den Frieden, führt aus Pohlen
Den Afterkönig, den er selbst erschaffen,
Mit Heereskraft in uns're Gränzen ein.
Das treue Herz der Reussen führt er irre,
Und reitzt sie auf zu Abfall und Verrath.
— — — — — Mich schickt

Der Czaar zu dir in väterlicher Meinung.
— Du ehrst die Manen deines Sohns, du
wirst
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe seinen Nahmen stiehlt,
Und sich verwegen drängt in seine Rechte.
Erklären wirst du laut vor aller Welt,
Daß du ihn nicht für deinen Sohn erkennst.
Du wirst nicht fremdes Bastardblut ernähren
An deinem Herzen, das so edel schlägt;
Du wirst, der Czaar erwartet es von dir,
Der schändlichen Erfindung widersprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den sie verdient.

Marfa

(hat während dieser Rede die heftigsten Bewegungen bekämpft).

Was hör' ich, Erzbischof! Ist's möglich? —
O! sagt an!
Durch welcher Zeichen und Beweise Kraft
Beglaubigt sich der kecke Abenteurer
Als Iwans Sohn, den wir als todt beweinen?

Hiob.

Durch eine flücht'ge Ähnlichkeit mit Iwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verschaffte,
Und durch ein köstlich Kleinod, das er zeigt,
Täuscht er die Menge, die sich gern betriegt.

Marfa.

Was für ein Kleinod? O, das sagt mir an!

Hiob.

Ein gold'nes Kreuz, belegt mit neun Smaragden,
Das ihm der Knäs Iwan Mestislowskoy,
So sagt er, in der Taufe umgehangen.

Marfa.

Was sagt ihr? — Dieses Kleinod weist er auf?

(mit gezwungener Fassung).

— Und wie behauptet er, daß er entkommen?

Hiob.

Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Mord entrissen und dem Feuerbrand,
Und nach Smolensko heimlich weggeführt.

Marfa.

Wo aber hielt er sich — wo gibt er vor,
Daß er bis diese Stunde sich verborgen?

Hiob.

Im Kloster Tschudow sey er aufgewachsen,
Sich selber unbekannt, von dort hab' er
Nach Litthauen und Pohlen sich geflüchtet,
Wo er dem Fürst von Sendomir gedient,
Bis ihm ein Zufall seinen Stand entdeckt.

Marfa.

Mit solcher Fabel kann er Freunde finden,
Die Gut und Blut an seine Sache wagen?

Hiob.

O Czaarinn! falsches Herzens ist der Pohle,
Und neidisch sieht er unsers Landes Flor.
Ihm ist ein jeder Vorwand sehr willkommen,
Den Krieg in unsern Gränzen anzuzünden.

Marfa.

Doch gäb' es selbst in Moskau gläub'ge Seelen,
Die dieses Werk des Trugs so leicht berückt?

Hiob.

Der Völker Herz ist wankelmüthig, Fürstinn;
Sie lieben die Veränderung, sie glauben
Durch eine neue Herrschaft zu gewinnen.
Der Lüge kecke Zuversicht reißt hin,
Das Wunderbare findet Gunst und Glauben.
D'rum wünscht der Czaar, daß du den Wahn des Volks
Zerstreust, wie du allein vermagst. Ein Wort
Von dir, und der Betrieger ist vernichtet,
Der sich verwegen lügt zu deinem Sohn.
Mich freut's, dich so bewegt zu sehen; dich
Empört, ich seh's, das freche Gaukelspiel,
Und deine Wangen färbt der edle Zorn.

Marfa.

Und wo, — das sagt mir, — wo verweilt er jetzt,
Der sich für unsern Sohn zu geben wagt?

Hiob.

Schon rückt er gegen Tschernikow heran,
Von Kiow, hört man, sey er aufgebrochen,
Ihm folgt der Pohlen leicht beritt'ne Schar,
Sammt einem Heerzug donischer Kosaken.

Marfa.

O, höchste Allmacht! Habe Dank! Dank! Dank!
Daß du mir endlich Rettung, Rache sendest.

Hiob.

Was ist dir, Marfa? — Wie versteh' ich das?

Marfa.

O, Himmelsmächte! führt ihn glücklich her,
Ihr Engel alle schwebt um seine Fahnen!

Hiob.

Ist's möglich? — Wie? Dich könnte der Betrieger —

Marfa.

Er ist mein Sohn. An diesen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An deines Czaaren Furcht
Erkenn' ich ihn. Er ist's! Er lebt! Er naht!
Herab von deinem Thron, Tyrann! Erzitt're!
Es lebt ein Sprößling noch von Ruriks Stamm,
Der wahre Czaar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt, und fordert Rechnung von dem Seinen.

Hiob.

Wahnsinnige! Bedenkst du, was du sagst?

Marfa.

Erschienen endlich ist der Tag der Rache,
Der Wiederherstellung. Der Himmel zieht
Aus Grabesnacht die Unschuld an das Licht;
Der stolze Godunow, mein Todfeind, muß
Zu meinen Füßen kriechend Gnade fleh'n.
O! meine heißen Wünsche sind erfüllt!

Hiob.

Kann dich der Haß zu solchem Grad verblenden?

Marfa.

Kann deinen Czaar der Schrecken so verblenden,
Daß er Errettung hofft von mir — von mir,
Der unermeßlich schwer Beleidigten?

— — — — — —

Ich soll den Sohn verläugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ihm, meines Hauses Mörder, zu gefallen,
Der über mich unsäglich Weh gehäuft,
Die Rettung von mir stoßen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich sendet.

Hiob.

— — — — — —

Marfa.

Nein, du entrinnst mir nicht. Du sollst mich hören.

Ich habe dich, ich lasse dich nicht los.
O! Endlich kann ich meine Brust entladen,
Ausschäumen endlich gegen meinen Feind
Der tiefsten Seele lang verhalt'nen Groll!
— — — — Wer war's, der mich
In diese Gruft der Lebenden verstieß,
Mit allen frischen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Brust?
Wer riß den theuren Sohn mir von der Seite,
Und sandte Mörder aus ihn zu durchbohren?
O! keine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen hellgestirnten Nächte,
Mit ungestillter Sehnsucht durchgewacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte.
Der Tag der Rache und der Rettung kommt,
Ich seh' den Mächtigen in meiner Macht.

Hiob.

Du glaubst, es fürchte dich der Czaar? —

Marfa.

Er ist
In meiner Macht. — Ein Wort aus meinem Munde,
Ein einziges, kann sein Geschick entscheiden! —
Das ist's, warum dein Herrscher mich beschickte!
Das ganze Volk der Reußen und der Pohlen
Sieht jetzt auf mich. Wenn ich den Czaarowitzsch

Für meinen Sohn und Iwans anerkenne,
So huldigt alles ihm, das Reich ist sein.
Verläugn' ich ihn, so ist er ganz verloren.
Denn wer wird glauben, daß die wahre Mutter,
Die Mutter, die, wie ich, beleidigt war,
Verläugnen könnte ihres Herzens Sohn,
Mit ihres Hauses Mörder einverstanden?
Ein Wort nur kostet's mich, und alle Welt
Verläßt ihn als Betrieger. — Ist's nicht so?
Dieß Wort will man von mir — den großen Dienst,
Gesteh's, kann ich dem Godunow erzeigen!

Hiob.

Dem ganzen Vaterland erzeigst du ihn;
Aus schwerer Kriegsnoth rettest du das Reich,
Wenn du der Wahrheit Ehre gibst. Du selbst,
Du zweifelst nicht an deines Sohnes Tod,
Und könntest zeugen, wider dein Gewissen?

Marfa.

Ich hab' um ihn getrauert sechzehn Jahr,
Doch seine Asche sah ich nie. Ich glaubte
Der allgemeinen Stimme seinen Tod
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt sein Leben.
Es wäre ruchlos, mit verweg'nem Zweifel
Der höchsten Allmacht Gränzen setzen wollen.

Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er soll der Sohn doch meiner Rache seyn;
Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren.

Hiob.

Unglückliche! dem Starken trotzest du?
Vor seinem Arme bist du nicht geborgen
Auch in des Klosters Abgeschiedenheit.

Marfa.

Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab ersticken oder Kerkers Nacht,
Daß sie nicht mächtig durch die Welt erschalle,
Das kann er, doch mich reden lassen, was
Ich nicht will, das vermag er nicht; — auch nicht
Durch deine List, — den Zweck hat er verloren

Hiob.

Ist dieß dein letztes Wort? Besinn' dich wohl!
Bring' ich dem Czaar nicht besseren Bescheid?

Marfa.

Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf,
Auf seines Volkes Liebe, wenn er kann.

Hiob.

Genug! Du willst entschlossen dein Verderben,
Du hältst dich an ein schwaches Rohr, das bricht,
Du wirst mit ihm zu Grunde gehen. —

Marfa (allein).

Es ist mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.
Die wilden Stämme selbst der freyen Wüste
Bewaffnen sich für ihn; der stolze Pohle,
Der Palatinus wagt die edle Tochter
An seiner guten Sache reines Gold,
Und ich allein verwürf' ihn, seine Mutter?
Und mich allein durchschauerte der Sturm
Der Freude nicht, der schwindelnd alle Herzen
Ergreift, und in Erschütt'rung bringt die Erde?
Er ist mein Sohn, ich glaub' an ihn, ich will's.
Ich fasse mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!
Er ist's, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreyen, meine Schmach zu rächen!
Hört seine Trommeln! Seine Kriegstrommeten!
Ihr Völker! kommt vom Morgen und Mittag
Aus euren Steppen, euren ew'gen Wäldern,
In allen Zungen, allen Trachten kommt.
Zäumet das Roß, das Rennthier, das Kamehl;
Wie Meereswogen strömet zahllos her,
Und dränget euch zu eures Königs Fahnen! —
O! warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, sey du die Bothinn meiner Wünsche!

Du allverbreitet ungehemmte Luft,
Die schnell die weit'ste Wanderung vollendet,
O! trag' ihm meine glüh'nde Sehnsucht zu!
Ich habe nichts, als mein Gebeth und Fleh'n,
Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send' ich's zu des Himmels Höh'n,
Wie eine Heerschar send' ich dir's entgegen.

---

## Zweyte Scene.

(Eine Anhöhe mit Bäumen umgeben. Eine weite und lachende Ferne öffnet sich; man sieht einen schönen Strom durch die Landschaft ausgegossen, die von dem jungen Grün der Saaten belebt ist. Näher und ferner sieht man die Thurmspitzen einiger Städte leuchten. Trommeln und Kriegsmusik hinter der Scene. Odowalsky und andere Officiere treten auf; gleich darauf Demetrius.

Odowalsky.

Laßt die Armee am Wald hinunter zieh'n,
Indeß wir uns hier umschau'n auf der Höhe.

(Einige gehen. Demetrius tritt auf).

Demetrius (zurückfahrend).

Ha! welch ein Anblick!

Odowalsky.

Herr! Du siehst dein Reich
Vor dir geöffnet, — das ist russisch Land.

Razin.

Hier diese Säule trägt schon Moskaus Wappen,
Hier hört der Pohlen Herrschgebiethe auf.

Demetrius.

Ist das der Dnieper, der den stillen Strom
Durch diese Auen gießt?

Odowalsky.

Das ist die Desna.
Dort heben sich die Thürme Tschernigows.

Razin.

Was dort am fernen Himmel glänzt, das sind
Die Kuppeln von Sewerisch Novogrod.

Demetrius.

Welch heit'rer Anblick! Welche schöne Auen!

Odowalsky.

Der Lenz hat sie mit seinem Schmuck bedeckt,
Denn Fülle Korns erzeugt der üpp'ge Boden.

Demetrius.

Der Blick schweift hin im Unermeßlichen.

Razin.

Doch ist's ein kleiner Anfang nur, o Herr!
Des großen Russenreichs. Denn unabsehbar
Streckt es der Morgen-Sonne sich entgegen,

Und keine Gränzen hat es nach dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungskraft der Erde.
— — — — — — —

Razin.

Sieh, unser Czaar ist ganz nachdenkend worden.

Demetrius.

Auf diesen schönen Au'n wohnt noch der Friede,
Und mit des Krieges furchtbarem Geräth
Erschein' ich jetzt, sie feindlich zu verheeren!

Odowalsky.

Dergleichen, Herr! bedenkt man hinterdrein.

Demetrius.

Du fühlst als Pohle, ich bin Moskau's Sohn,
Es ist das Land, das mir das Leben gab.
Vergib mir, theurer Boden, heim'sche Erde,
Du heiliger Gränzpfeiler, den ich fasse,
Auf den mein Vater seinen Adler grub'
Daß ich, dein Sohn, mit fremden Feindes Waffen
In deines Friedens ruh'gen Tempel falle.
Mein Erb' zurück zu fordern komm' ich her,
Und den geraubten edeln Vaternahmen.
Hier herrschten die Waräger, meine Ahnherrn,
In langer Reih', seit dreyßig Menschen-Altern;
Ich bin der letzte ihres Stamms, dem Mord
Entrissen durch ein göttliches Verhängniß.
— — — — — —

## Dritte Scene.

(Ein russisches Dorf. Freyer Platz vor der Kirche. Man hört die Sturmglocke. Gleb, Ilia und Timoska, eilen mit Äxten bewaffnet auf die Scene.

Gleb (aus dem Hause kommend).

Was rennt das Volk?

Ilia (aus einem andern Hause kommend).

Wer zog die Feuerglocke? —

Timoska.

Nachbarn, heraus! kommt alle, kommt zu Rath!

(Oleg und Igor mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Gepäcke tragen).

Gleb.

Wo kommt ihr her mit Weibern und mit Kindern?

Igor.

Flieht, flieht, der Pohle ist in's Land gefallen
Bey Woronesk, und mordet was er findet.

Oleg.

Flieht, flieht, in's inn're Land, in feste Städte!
Wir haben uns're Hütten angezündet,
Uns aufgemacht, ein ganzes Dorf, und flieh'n
Landeinwärts zu dem Heer des Czaaren.

Timoska.

Da kommt ein neuer Trupp von Flüchtigen.

(Iwanska und Petruschka mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengesetzten Seite auf).

Iwanska.

Es leb' der Czaar! der große Fürst Dimitri!

Gleb.

Wie? Was ist das?

Ilia.

Wo wollt ihr hin?

Timoska.

Wer seyd ihr?

Petruschka.

Wer treu ist unserm Fürstenstamm, kommt mit!

Timoska.

Was ist denn das? Da flieht ein ganzes Dorf
Landeinwärts, vor den Pohlen sich zu retten;
Und ihr wollt hin, wo diese hergeflohn'n?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?

Petruschka.

Was Feind? Es ist kein Feind, der kommt, es ist
Ein Freund des Volks, der rechte Erb' des Landes.

---

Es tritt der Posadnik (Dorfrichter) auf, um ein Manifest des Demetrius abzulesen. Schwanken der Einwohner des Dorfes zwischen beyden

Parteyen. Die Bäuerinnen werden zuerst für Demetrius gewonnen, und geben den Ausschlag.

---

Lager des Demetrius. Er ist in der ersten Action geschlagen, aber die Armee des Czaaren Boris siegt gewisser Maßen wider ihren Willen, und verfolgt ihre Vortheile nicht. Demetrius in Verzweiflung will sich tödten, und wird mit Mühe von Korela und Odowalsky daran verhindert. Übermuth der Kosaken selbst gegen Demetrius.

---

Lager der Armee des Czaaren Boris. Er selbst ist abwesend, und dieß schadet seiner Sache, weil er gefürchtet, aber nicht geliebt wird. Die Armee ist stark, aber unzuverlässig. Die Anführer sind uneinig, und neigen sich zum Theil auf die Seite des Demetrius aus verschiedenen Bewegungsgründen. Einer von ihnen, Soltikow, erklärt sich aus Überzeugung für ihn. Sein Übergang ist von den wichtigsten Folgen; ein großer Theil der Armee fällt dem Demetrius zu.

---

Boris in Moskau. Noch zeigt er sich als absoluter Herrscher und hat treue Diener um sich, aber er ist schon erbittert durch schlimme Nachrichten. Furcht vor einem Aufstand in Moskau

hält ihn ab zur Armee zu gehen; auch schämt er sich als Czaar in Person gegen den Betrieger zu fechten. Scene zwischen ihm und dem Erzbischof.

---

Unglücksbothen kommen von allen Seiten, und die Gefahr wird immer dringender für Boris. Er hört vom Abfall des Landvolks und der Provinzial-Städte, von der Unthätigkeit und Meuterey der Armee, von den Bewegungen in Moskau, von Demetrius Vordringen. Romanow, den er schwer beleidigt hat, kommt in Moskau an. Dieß erregt neue Besorgnisse. Jetzt kommt die Nachricht, daß die Bojaren in das Lager des Demetrius fliehen, und daß die ganze Armee zu ihm übergeht.

---

Boris und Axinia. Der Czaar erscheint rührend als Vater, und im Gespräch mit der Tochter schließt sich sein Innerstes auf.

---

Boris hat sich durch Verbrechen zum Herrscher gemacht, aber alle Pflichten des Herrschers übernommen und geleistet; dem Lande gegenüber ist er ein schätzbarer Fürst, und ein wahrer Vater des Volks. Nur in Angelegenheiten seiner Person gegen Einzelne ist er argwöhnisch, rachsüchtig

und grausam. Sein Geist erhebt ihn, wie sein Rang, über alles was ihn umgibt. Der lange Besitz der höchsten Gewalt, die gewohnte Beherrschung der Menschen, und die despotische Form der Regierung haben seinen Stolz so genährt, daß es ihm unmöglich ist, seine Größe zu überleben. Er sieht klar, was ihm bevorsteht, aber noch i st er Czaar, und nicht erniedrigt, wenn er zu sterben beschließt.

---

Er glaubt an Vorherverkündigungen, und in seiner jetzigen Stimmung erscheinen ihm Dinge als bedeutend, die er sonst verachtet hatte. Ein besonderer Umstand, worin er eine Stimme des Schicksals findet, wird für ihn entscheidend.

---

Kurz vor seinem Tode ändert er seine Natur, wird sanfter auch gegen die Unglücksbothen, und schämt sich der Aufwallungen des Zorns, womit er die früheren empfing. Er läßt sich das Schlimmste erzählen, und beschenkt sogar den Erzähler.

---

Sobald er das für ihn entscheidende Unglück vernimmt, geht er ab ohne weitere Erklärung, mit Gelassenheit und Resignation. Kurz nachher tritt er in Mönchskleidern wieder auf, und ent-

fernt seine Tochter von seinem letzten Augenblicke. In einem Kloster soll sie Schutz vor Beleidigungen suchen; sein Sohn Feodor werde als ein Kind vielleicht weniger zu fürchten haben. Er nimmt das Gift und geht auf ein einsames Zimmer, um in der Stille zu sterben.

---

Allgemeine Verwirrung bey der Nachricht vom Tode des Czaaren. Die Bojaren bilden einen Reichsrath und herrschen im Kremel. Romanow (nachheriger Czaar und Stammvater des jetzt regierenden Hauses) tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, schwört an der Leiche des Czaaren seinem Sohn Feodor den Eid der Treue, und nöthigt die Bojaren, seinem Beyspiel zu folgen. Rache und Ehrsucht sind fern von seiner Seele; er folgt bloß dem Rechte. Axinien liebt er ohne Hoffnung, und wird, ohne es zu wissen, wieder geliebt.

---

Romanow eilt zur Armee, um diese für den jungen Czaar zu gewinnen. Aufruhr in Moskau, von den Anhängern des Demetrius bewirkt. Das Volk reißt die Bojaren aus ihren Häusern, bemächtigt sich des Feodor und der

Arinia, setzt sie gefangen, und schickt Abgeordnete an Demetrius.

---

Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks. Die Armee ist sein, man bringt ihm die Schlüssel vieler Städte. Moskau allein scheint noch zu widerstehen. Er ist mild und liebenswürdig, zeigt eine edle Rührung bey der Nachricht vom Tode des Boris, begnadigt einen entdeckten Anschlag gegen sein Leben, verschmäht die knechtischen Ehrenbezeigungen der Russen, und will sie abschaffen. Die Pohlen dagegen, von denen er umgeben ist, sind rauh, und behandeln die Russen mit Verachtung. Demetrius verlangt nach einer Zusammenkunft mit seiner Mutter, und sendet Bothen an Marina.

---

Unter der Menge von Russen, die sich in Tula zum Demetrius drängen, erscheint ein Mann, den Demetrius sogleich erkennt, und sich höchlich freut ihn wieder zu sehen. Er entfernt alle andere, und sobald er mit diesem Manne allein ist, dankt er ihm mit vollem Herzen, als seinem Retter und Wohlthäter. Jener gibt zu verstehen, daß Demetrius allerdings eine große Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine größere, als er

selbst wisse. Demetrius dringt in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der Mörder des ächten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für diesen Mord wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr von Boris nichts als den Tod zu erwarten. Dürstend nach Rache traf er auf einen Knaben, dessen Ähnlichkeit mit dem Czaar Iwan ihm auffiel. Dieser Umstand mußte benutzt werden. Er nahm sich des Knaben an, floh mit ihm aus Uglitsch, brachte ihn zu einem Geistlichen, den er für seinen Plan zu gewinnen wußte, und übergab diesem das Kleinod, das er selbst dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch diesen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verloren, und dessen Schritte er jeder Zeit unvermerkt geleitet hat, ist er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falsche Demetrius, herrscht über Rußland an Boris Stelle.

Während dieser Erzählung geht im Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillschweigen ist furchtbar. In dem Momente der höchsten Wuth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder auf's äußerste, da er mit Trotz und Übermuth seinen Lohn fordert. Er stößt ihn nieder.

Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit, sich als Czaar zu behaupten.

---

Die Abgeordneten der Stadt Moskau kommen an, und unterwerfen sich dem Demetrius. Sie werden finster und mit drohenden Anstalten empfangen. Unter ihnen ist der Patriarch. Demetrius entsetzt ihn seiner Würde, und verurtheilt kurz darauf einen vornehmen Russen, der an seiner Echtheit gezweifelt hatte.

---

Marfa und Olga erwarten den Demetrius unter einem prächtigen Zelt. Marfa spricht von der bevorstehenden Zusammenkunft mit mehr Zweifel und Furcht, als Hoffnung, und zittert diesem Moment entgegen, der ihre höchste Glückseligkeit seyn sollte. Olga redet ihr zu, selbst ohne Glauben. Auf der langen Reise hatten beyde Zeit gehabt, sich an alle Umstände zu erinnern; die erste Exaltation hatte dem Nachdenken Raum gemacht. Das düst're Schweigen und die zurückschreckenden Blicke der Wachen, die das Zelt umgeben, vermehren noch ihre Zweifel.

---

Die Trompeten erschallen. Marfa ist unschlüssig, ob sie dem Demetrius entgegen gehen soll. Jetzt steht er vor ihr, allein. Der kleine Rest von Hoffnung in ihrem Herzen schwindet ganz bey seinem Anblick. Ein unbekanntes Etwas tritt zwischen beyde, die Natur spricht nicht, sie sind ewig geschieden. Der erste Moment war ein Versuch sich zu nähern; Marfa ist die erste, die eine zurückweichende Bewegung macht. Demetrius bemerkt es, und bleibt einen Augenblick betroffen stehen. Bedeutendes Schweigen. —

Demetrius. Sagt dir das Herz nichts? Erkennst du dein Blut nicht in mir?

(Marfa schweigt).

Demetrius. Die Stimme der Natur ist heilig und frey; ich will sie weder zwingen noch erlügen. Hätte dein Herz bey meinem Anblicke gesprochen, so hätte das meinige geantwortet, du würdest einen frommen, einen liebenden Sohn in mir gefunden haben. Das Nothwendige wäre mit Neigung, mit Liebe, mit Innigkeit geschehen. Doch wenn du nicht als Mutter für mich fühlst, so denk' als Fürstinn, fasse dich als Königinn. Das Schicksal gab mich dir ungehofft zum Sohne, nimm du mich an als ein Geschenk des Himmels. Wär' ich dein Sohn auch nicht, der

ich jetzt scheine, so raub' ich deinem Sohne nichts. Ich raubte es deinem Feinde. Dich und dein Blut habe ich gerächt, habe dich aus der Gruft, in der du lebendig begraben warst, gezogen, und auf den Fürstenstuhl zurückgeführt. — Daß dein Schicksal an meines befestigt ist, begreifst du. Du stehst mit mir, und mit mir gehst du unter. Die Völker alle sehen auf uns. —

Ich hasse die Gaukeley, und was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Ehrfurcht gegen dich, und dieß Gefühl, das meine Knie vor dir beugt, es ist mein Ernst.

(Stummes Spiel der Marfa, das die innere Bewegung in ihr zu erkennen gibt).

Demetrius. Entschließe dich! Laß deines Willens freye Handlung seyn, was die Natur dir versagt. Ich fordere keine Heucheley, keine Lüge von dir; ich fordere wahre Gefühle. Scheine du nicht meine Mutter, sey es — Wirf das Vergangene von dir, ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen. Bin ich dein Sohn nicht, so bin ich der Czaar, ich habe die Macht, ich habe das Glück. — Der, welcher im Grabe liegt, ist Staub, er hat kein Herz dich zu lieben, hat kein Auge dir zu lächeln. — Wende dich zu dem Lebenden —

(Marfa bricht in Thränen aus).

Demetrius. O diese goldenen Tropfen sind mir willkommen. Laß sie fließen! Zeige dich so dem Volk!

(Auf einen Wink des Demetrius öffnet sich das Zelt, und die versammelten Russen werden Zeugen dieser Scene).

---

Einzug des Demetrius in Moskau. Große Pracht, aber kriegerische Anstalten. Pohlen und Kosaken sind es, die den Zug anführen. Das Düst're und Schreckliche mischt sich in die öffentliche Freude. Mißtrauen und Unglück umschweben das Ganze.

---

Romanow, der zu spät zur Armee kam, ist nach Moskau zurückgekehrt, um Feodor und Axinien zu schützen. Alles ist vergebens; er selbst wird gefangen gesetzt. Axinia flüchtet zur Czaarinn Marfa und fleht zu ihren Füßen um Schutz vor den Pohlen. Hier sieht sie Demetrius, und ihr Anblick entzündet bey ihm eine heftige unwiderstehliche Leidenschaft. Axinia verabscheut ihn.

---

Demetrius als Czaar. — Ein furchtbares Element trägt ihn, aber er beherrscht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt. — Sein inneres Bewußtseyn erzeugt ein allgemeines Mißtrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Pohlen und Kosaken schaden ihm durch ihre Frechheit in der Meinung des Volks. Selbst was ihm zur Ehre gereicht, seine Popularität, Einfachheit und Verschmähung des steifen Ceremoniels erregt Unzufriedenheit. Zuweilen verletzt er aus Unbedacht die Gebräuche des Landes. Er verfolgt die Mönche, weil er viel unter ihnen gelitten hat. Auch ist er nicht frey von despotischen Launen in den Momenten des beleidigten Stolzes. — Odowalsky weiß sich ihm stets nothwendig zu machen, entfernt die Russen aus seiner Nähe, und behauptet seinen überwiegenden Einfluß.

---

Demetrius sinnt auf Untreue gegen Marina. Er spricht darüber mit dem Erzbischof Hiob, der, um die Pohlen zu entfernen, seinem Wunsche entgegen kommt, und ihm von der czaarischen Gewalt eine hohe Vorstellung gibt.

---

Marina erscheint in Moskau mit einem großen Gefolge. Zusammenkunft mit Demetrius. Falscher und kalter Empfang zu beyden Seiten; jedoch weiß sie sich besser zu verstellen. Sie dringt auf baldige Vermählung. Es werden Anstalten zu einem rauschenden Feste gemacht.

---

Auf Geheiß der Marina wird Axinien ein Giftbecher gebracht. Der Tod ist ihr willkommen. Sie fürchtete, dem Czaaren zum Altare folgen zu müssen.

---

Heftiger Schmerz des Demetrius. Mit zerrissenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina.

---

Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, daß sie ihn nicht für den ächten Demetrius hält, und nie dafür gehalten hat. Kalt überläßt sie ihn sich selbst in einem fürchterlichen Zustande.

---

Unterdessen benutzt Schinskoj einer der ehemahligen Feldherrn des Czaaren Boris, das wachsende Mißvergnügen des Volkes, und wird das Haupt einer Verschwörung gegen Demetrius.

---

Romanow im Gefängniß wird durch eine überirdische Erscheinung getröstet. Axiniens Geist steht vor ihm, öffnet ihm einen Blick in künftige schönere Zeiten, und befiehlt ihm ruhig das Schicksal reifen zu lassen, und sich nicht mit Blut zu beflecken. Romanow erhält zugleich einen Wink, daß er selbst zum Throne berufen sey. Kurz nachher wird er zur Theilnehmung an der Verschwörung aufgefordert, er lehnt es ab.

---

Soltikow macht sich bitt're Vorwürfe, daß er sein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum zweyten Mahle ein Verräther seyn, und aus Rechtlichkeit behauptet er wider sein Gefühl die einmahl ergriffene Partey. Da das Unglück einmahl geschehen ist, so sucht er es wenigstens zu vermindern, und die

Macht der Pohlen zu schwächen. Er bezahlt diesen Versuch mit seinem Leben; aber er nimmt seinen Tod als verdiente Strafe an, und bekennt dieß sterbend dem Demetrius selbst.]

---

Casimir, ein Bruder der Lodoiska, einer jungen Pohlinn, die den Demetrius im Hause des Woiwoden von Sendomir heimlich und ohne Hoffnung liebte, hat ihn auf Bitten seiner Schwester auf dem Heerzuge begleitet, und in jedem Gefecht tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchsten Gefahr, da alle übrigen Anhänger des Demetrius auf ihre Rettung denken, bleibt Casimir allein ihm getreu, und opfert sich für ihn auf.

---

Die Verschwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius ist bey der Czaarinn Marfa und die Aufrührer dringen in das Zimmer. Die Würde und Kühnheit des Demetrius wirkt einige Augenblicke auf die Rebellen. Es gelingt ihm beynahe sie zu entwaffnen, da er ihnen die Pohlen Preis geben will. Aber jetzt stürzt Schinskoj mit

einer andern wüthenden Schar herein. Von der Czaarinn wird eine bestimmte Erklärung gefordert; sie soll das Kreuß darauf küssen, daß Demetrius ihr Sohn sey. Auf eine so feyerliche Art gegen ihr Gewissen zu zeugen ist ihr unmöglich. Stumm wendet sie sich ab von Demetrius, und will sich entfernen. „Sie schweigt?“ ruft die tobende Menge, „sie verläugnet ihn? So stirb denn, Betrieger —“ Und durchbohrt liegt er zu den Füßen der Marfa.

# II.

# Fragment und Plan

des

dramatischen Gedichts:

# Warbeck.

## Personen.

Margaretha von York, Herzoginn von Burgund.

Adelaide, Prinzessinn von Bretagne.

Erich, Prinz von Gothland.

Warbeck, vorgeblicher Herzog Richard von York.

Simnel, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence.

Eduard Plantagenet, der wirkliche Prinz von Clarence.

Graf Hereford, ausgewanderter englischer Lord.

Seine fünf Söhne.

Sir William Stanley, Bothschafter Heinrichs VII. von England.

Graf Kildare.

Belmont, Bischof von Ypern.

Sir Richardt Blunt, Abgesandter des falsche Eduards.

Bürger von Brüssel.

Hofdiener der Margaretha.

# Erster Act.

Lord Hereford, ein Anhänger Yorks, hat mit seinen fünf Söhnen England verlassen, auf die Nachricht, daß sich Richard von York, zweyter Sohn Eduards IV., den man schon als Knaben ermordet glaubte, lebend in Brüssel befinde, und sein Erbrecht zurückfordere. Die Anerkennung des Prätendenten durch seine Tante, die Herzoginn Margaretha von Burgund, durch Frankreich und Portugall, und die öffentliche Stimme waren ihm hinreichende Gründe, von Heinrich VII. abzufallen, und seine Besitzungen an seine Hoffnungen zu wagen. Er tritt in den Pallast der Margaretha, wo er die Bildnisse der Yorks aufgestellt findet; er freut sich nun, auf einem Boden zu seyn, wo er seine Neigung zu dem Hause York frey bekennen dürfe.

Lord Stanley, Bothschafter Heinrichs VII. am Hofe der Margaretha, tritt ihm hier entgegen, und sucht umsonst, ihm die Augen über den gespielten Betrug zu öffnen. Beyde gerathen in Hitze, und der Streit der zwey Rosen erneuert sich in der Vorhalle der Margaretha.

---

Der Bischof von Ypern, vertrauter Rath der Herzoginn, kommt dazu, und bringt sie aus einander. Er rühmt die Pietät der Herzoginn gegen ihre unterdrückte Partey und ihre schutzlosen Verwandten, und spricht dasjenige aus, wofür Margaretha gern gehalten seyn möchte.

---

Bürger und Bürgerfrauen von Brüssel erfüllen die Vorhalle, um die Herzoginn mit dem Prinzen von York zu erwarten. Stanley schilt ihre Verblendung; sie gerathen aber durch die Schmähungen, die er gegen ihren angebetheten Prinzen ausstößt, in eine solche Wuth, daß sie ihn zu zerreißen droh'n. Man hört Trompeten, welche die Ankunft des York verkünden.

---

Richard tritt zwischen sie, rettet den Abgesandten, haranguirt das Volk, und bringt es zur Ruhe. Während er spricht, tritt Margare-

tha mit dem Prinzen von Gothland, der Prinzessinn von Bretagne und andern Großen ein. — Hereford wird von dem Anblick Richards hingerissen, überzeugt und überwältigt. Er wirft sich vor ihm nieder und huldigt ihm, als dem Sohne seines Königs. Margaretha nimmt nun das Wort, und erklärt sich über ihren Neffen mit der Zärtlichkeit der mütterlichen Verwandtinn. — Sie fordert den Prinzen auf, den Lord wohl aufzunehmen.

Richard umarmt ihn, und äußert sich mit Gefühl und zugleich mit fürstlicher Würde. Hereford wird zunehmend von ihm eingenommen, und fragt jetzt nach seiner Geschichte. —

Richard will ausweichen.

Die Herzoginn übernimmt es, sie vorzutragen, indem sie den Richard entschuldigt. —

Nun folgt die Erzählung von Richards fabelhafter Geschichte, welche großen Eindruck macht, und öfters von dem Affect der Zuhörer unterbrochen wird. —

Stanley protestirt noch ein Mahl dagegen und geht ab, ohne Glauben zu finden. Richards edle Erklärung löscht den Eindruck seiner Worte aus.

Hereford verstärkt seine Versicherungen, und verspricht dem Herzog Richard einen zuströmenden Anhang in England. Richard erinnert sich mit Rührung an seine vorige Unbekanntheit mit sich selbst, und vergleicht jenen sorglosen Zustand mit seiner jetzigen Lage. — Es ist eine schwere Pflicht und kein Glück, daß er seine Rechte behaupten muß. — Er scheint sich noch ein Mahl zu bedenken, und es der Herzoginn zu bedenken zu geben, ob er das blutige Kampfspiel unternehmen soll, welches den Frieden zweyer Länder zerstört.

Sie ermuntert ihn dazu, wie schwer ihr auch die Trennung von ihm werde, und der Gedanke, ihn den Zufällen des Krieges auszusetzen. — Lebhafte Bezeigungen ihrer Zärtlichkeit. — Jetzt spricht sie von dem zweyfachen Anliegen ihres Herzens, der Restitution ihres Neffen und der Vermählung Adelaidens, welche nächstens mit dem Prinzen von Gothland soll gefeyert werden.

Prinz Erich von Gothland bleibt allein mit der Prinzessinn von Bretagne zurück, und spottet über die vorhergegangene Farce. Adelaide ist noch in einer großen Gemüthsbewegung, und zeigt ihre Empfindlichkeit über Erichs fühllose Kälte. Er verspottet sie, und spricht von dem Prinzen von York mit Verachtung. Sie nimmt mit Leb=

haftigkeit Warbecks Partey, an dessen Wahrhaftigkeit sie nicht zweifelt, und stellt zwischen ihm und Erich eine dem letztern nachtheilige Vergleichung an. Ihre Zärtlichkeit für den vorgeblichen York verräth sich. Erich demonstrirt ihr aus Warbecks Benehmen, daß jener kein Fürst seyn könne, und führt solche Beweise an, welche seine eigenen gemeinen Begriffe von einem Fürsten verrathen. Adelaide verbirgt ihre Verachtung gegen ihn nicht, und setzt ihn aufs tiefste neben dem York'schen Prinzen herab. Erich hat wohl bemerkt, daß Adelaide für diesen Zärtlichkeit empfinde, aber seine Schadenfreude ist größer, als seine Eifersucht; er findet ein Vergnügen daran, daß jene beyden sich hoffnungslos lieben, er selbst aber die Prinzessinn besitzen werde. Der Besitz, meint er, mache es aus, und es gibt ihm einen süßen Genuß, dem Warbeck, den er haßt, die Geliebte zu entreissen.

Adelaide spricht in einem Monolog ihre Liebe, ihr Mitleid mit Warbeck, und ihren Schmerz über ihre eig'ne Lage am Hofe der Margaretha aus. Sie findet eine Ähnlichkeit in Richards und ihrem eig'nen Schicksale; beyde leben von der Gnade einer stolzen, gebietherischen Verwandtinn und sind hülflose Opfer der Gewalt.

# Zweyter Act.

Der erste Act zeigte Warbeck in seinem öffentlichen Verhältniß, jetzt erblickt man ihn in seinem innern. Die glänzende Hülle fällt, man sieht ihn von den eignen Dienern, welche Margaretha ihm zugegeben hatte, vernachlässigt und unwürdig behandelt. Einige zweifeln an seiner Person und verachten ihn deßwegen, andere die an seine Person glauben, begegnen ihm mit Geringschätzung, weil er arm ist und von der Gnade seiner Anverwandtin lebt. Das doppelte Elend eines Betriegers, der die Rolle des Fürsten spielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel ist, häuft sich auf seinem Haupte zusammen. Er leidet Mangel an dem Nothwendigen, und vermißt in seinem fürstlichen Stande sogar das Glück und den Überfluß seines vorigen Privatstandes.

Warbeck spielt seine Rolle mit einem gesetzten Ernst, mit einer gewissen Gravität und mit eig'nem Glauben. So lange er den Richard vorstellt, ist er Richard; er ist es auch gewisser Maßen für sich selbst, ja sogar zum Theil für die Mitansteller des Betrugs. Dieser Schein darf schlechterdings nichts Komödiantisches haben; es muß mehr ein Amt seyn, das er bekleidet, und mit dem er sich identificirte, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erste Schritt gethan ist, hat er seine vorige Person ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem ersten fließen, hat er mit seinem ersten Entschlusse adoptirt, und er stutzt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmahl auf sich genommen hat. Eine gewisse poetische Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat; ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz hilft seine Moralität retten. Eben das, was ihn in den Augen der Herzoginn zu einem Rasenden macht, dient ihm zur Entschuldigung.

---

Er darf nie klagen, als zuletzt, wenn die Liebe ihn aufgelöst hat. Kränkungen erleidet er mit verbiss'nem Unmuth, und Gutes thut er mit stolzer Größe und einer gewissen Trockenheit, nicht

sentimentalisch, sondern realistisch, aus einer gewissen Grandezza, aus Natur und ohne Reflexion.

---

Es muß fühlbar gemacht werden, wie natürlich es ist, daß in dem Herzen der Prinzessinn sich ein liebender Antheil an den vorgeblichen Richard einfindet, und dort zur vollen Liebe wächst — eine Wirkung des Betrugs, an die man nicht dachte, und die doch so nahe lag. Es ist tragisch, wie ein schönes Gemüth durch die menschlichste Empfindung in ein unglückliches Verhältniß verwickelt wird, wie sich da, wo man nur Verderbliches säete, ein schönes Leben bildet.

---

Die Prinzessinn ist ein einfaches Mädchen ohne alles Fürstliche — ihre Geburt und ihr Stand erscheinen ihr nur als hindernde Schranken, die ihrer schönen Natur widerstreben. Die Größe hat für sie keinen Reitz, sie hat allein Sinn für das Glück des Herzens, und nur dadurch erinnert sie an ihre Geburt, daß sie mit einer gewissen Exaltation von dem einfachen Stande spricht, der ihr darum eben, weil er außer ihr ist, weil sie ihn aus der Ferne anschaut, poetischer vorkommt.

---

Adelaide beschäftigt sich mehr mit ihrer Liebe zu Warbeck, als mit der seinigen zu ihr. Sie ist von einer resignirten Natur, zum Schlachtopfer erzogen. Ihre Hoffnung zu dem Geliebten zu erheben, wagt sie nicht; sie beneidet nur die Glückliche, die ihn einmahl besitzen soll. Er muß eine reiche oder mächtige Königstochter heirathen, aber sie ist eine arme Waise, die nur von der Gnade ihrer Verwandtinn lebt.

---

Warbeck, eine nach Selbstständigkeit strebende Natur, ist in der Gewalt eines falschen, gebietherischen, mächtigen, unversöhnlichen Weibes, wie eines bösen Geistes. Er hat sich ihr verkauft, sein Verhältniß zu ihr ist erniedrigend und tödtend für ihn, und umsonst wendet er alles an, es zu veredeln. Sie sieht in ihm ewig nur ihr Werkzeug, den falschen York, den Betrieger, und ihre Forderungen an ihn, sind durchaus ohne Delicatesse, ohne alle Rücksicht auf sein eig'nes Ehrgefühl. Umsonst will er emporstreben, immer wird er von ihr an das schändliche Verhältniß erinnert, das er so gern vergessen möchte, ja das er vergessen haben muß, um seine Rolle gut zu spielen. Öffentlich ehrt, liebkost sie ihn; in's Geheim

macht sie seine Tyranninn. Sie befiehlt ihm und verbiethet ihm, was er öffentlich wollen und nicht wollen soll; öffentlich thut sie, als ob seine Wünsche Befehle für sie wären, und redet ihm zu, das zu thun, was sie ihm streng verbothen hat. Wehe ihm, wenn er sich eigenmächtig etwas herausnehmen wollte! Dennoch thut er es zuweilen; daher ihre Ungnade und Abneigung.

---

Adelaide kennt Warbecks eingeschränkte Lage, und sucht sie zu verbessern. Ob er gleich das Geschenk ihrer Großmuth nicht annimmt, so macht ihn doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

---

Erich sucht einen boshaften Anschlag gegen Warbeck auszuführen, um ihn zu beschimpfen. Er braucht einen verworfenen Menschen, dessen Aussagen für Warbeck äußerst demüthigend sind. Warbeck benimmt sich fest und edel. Der Betrug wird entdeckt und Erich beschämt.

---

Die Herzoginn ist von diesem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden, und kommt selbst, die beyden Prinzen mit einander auszusöhnen. Sie will, daß Warbeck dem Feinde seine Hand biethe, und da jener sich weigert, so gibt

sie ihm zu verstehen, daß sie es so haben wolle. Sie legt einen Nachdruck darauf, daß Erich ein Prinz sey, und läßt den Warbeck, wiewohl auf eine nur ihm allein bemerkliche Art, seine Abhängigkeit von ihr, seine Nichtigkeit fühlen.

---

Ein abenteuerlicher Abgesandter kommt, im Nahmen Eduards von Clarence um eine Sauvegarde nach Brüssel zu bitten, damit er sich der Herzoginn seiner Tante vorstellen, und die Beweise seiner Geburt beybringen dürfe. Er sey aus dem Tower zu London entflohen, und komme seine Ansprüche an den englischen Thron geltend zu machen. Margaretha zweifelt keinen Augenblick an der Betriegerey, aber es trifft mit ihren Zwecken zusammen, sie zu begünstigen. Sie zeigt sich daher geneigt, die Hand zu biethen, aber Warbeck redet mit Heftigkeit dagegen. Margaretha weist ihn, auf die ihr eigene gebietherische Art, in seine Schranken zurück, und läßt ihn fühlen, daß er hier keine Stimme habe. Warbeck muß schweigen, aber er geht ab mit der Erklärung, daß er es mit dem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

---

Margaretha ist nun mit Belmont allein, und bemerkt mit stolzem Unwillen, daß Warbeck anfange, sich gegen sie etwas herauszunehmen. Sie hat schon längst eine Abneigung gegen ihn gehabt, nun fangen seine Anmaßungen an, ihren Haß zu erregen. Sie findet ihn nicht nur nicht unterwürfig genug, der Betrug selbst, den sie durch ihn spielt, ist ihr lästig, und seine Existenz als York, als ihr Neffe, beschämt ihren Fürstenstolz.

---

In dieser ungünstigen Stimmung findet sie Adelaide, welche in großer Bewegung kommt, sie zu bitten, daß sie von den Bewerbungen des Prinzen von G. befreyet werden möchte. Adelaide verräth zugleich ihr zärtliches Interesse für Warbeck, und bringt dadurch die schon erzürnte Herzoginn noch mehr gegen diesen auf. Sie wird mit Härte von ihr entlassen, und erhält den Befehl, an den letztern nicht mehr zu denken, und jenen als ihren Gemahl anzusehen. Die Hochzeit wird auf's schnellste beschlossen, und Adelaide sieht sich in der heftigsten Bedrängniß.

---

# Dritter Act.

Ein offener Platz, Thron für die Herzoginn, Schranken sind errichtet, Anstalten zu einem gerichtlichen Zweykampfe. Zuschauer erfüllen den Hintergrund der Scene. —

Eduard Plantagenet läßt sich von einem der Anwesenden erzählen, was diese Anstalten bedeuten. — Exposition von Simne'ls und Warbeck's Rechtshandel, der durch einen gerichtlichen Zweykampf entschieden werden soll. Eduard vernimmt diesen Bericht mit dem höchsten Erstaunen, und seine Fragen, die zugleich eine tiefe Unwissenheit des Neuesten, und das größte Interesse für diese Angelegenheit verrathen, erregen die Verwunderung des Andern.

Der englische Bothschafter ist auch zugegen, und der seltsame Jüngling hat schnell seine ganze



Bayerische Staatsbibliothek München

Aufmerksamkeit erregt. Er scheint ihn zu kennen und zu erschrecken.

---

Simnel zeigt sich mit seinem Anhang und harangiurt das Volk. Er spricht von seinem Geschlecht, seiner Flucht aus dem Tower, und die Menge theilt sich über ihn in zwey Parteyen. Der englische Bothschafter macht sich an Eduard, und sucht ihn auszuforschen; aber er findet ihn höchst schüchtern und mißtrauisch, und bestärkt sich eben dadurch in seinem Verdachte.

---

Die Herzoginn kommt mit ihrem Hofe; Erich, Adelaide und Warbeck begleiten sie; Trompeten ertönen, und Margaretha setzt sich auf den Thron. —

Unterdessen hat Warbeck eine kurze Scene mit Adelaiden, worin diese ihren Unwillen und Schmerz über die bevorstehende unwürdige Scene, Warbeck aber seinen leichten Muth über den Kampf zu erkennen gibt. —

Ein Herold tritt auf, und nachdem er die Veranlassung dieser Feyerlichkeit verkündiget hat, ruft er die beyden Kämpfer in die Schranken. Zuerst den Simnel, der sich öffentlich für Eduard Plantagenet bekennt, und seine

Ansprüche vorlegt; darauf den Herzog von York, welcher Simnel's Vorgeben für falsch und frevelhaft erklärt, und bereit ist, dieses mit seinem Schwerte zu beweisen. Beyde Kämpfer berufen sich auf das Urtheil Gottes; man schreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf sich beyde entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

---

Während die üblichen Vorbereitungen gemacht werden, hat der junge Plantagenet durch seine große Gemüthsbewegung, und durch seine rührende Gestalt die Aufmerksamkeit der Herzoginn und der Prinzessinn erregt.

Jene fragt nach ihm; er gibt einige sinnvolle Antworten, und zeigt etwas Leidenschaftliches in seinem Benehmen gegen die Herzoginn. Ehe sie Zeit hat, ihre Neugierde wegen des interessanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

---

Der Kampf — Simnel wird überwunden und fällt. — Alles steht auf; die Schranken werden eingebrochen; das Volk dringt schreyend hinzu. Simnel bekennt sterbend seinen Betrug,

und die Anstifter; er erkennt den Warbeck für den ächten York, und bittet ihn um Verzeihung. Freude des Volks.

---

Warbeck, als Sieger und anerkannter Herzog, ergreift diesen Augenblick, der Prinzessinn öffentlich seine Liebe zu erklären, und die Herzoginn um ihre Einwilligung zu bitten.

Die englischen Lords legen sich darein und unterstützen seine Bitte. Erich wüthet, die Herzoginn knirscht vor Zorn, ruft die Prinzessinn hinweg, und geht ab mit wüthenden Blicken.

---

Jetzt sammeln sich die Lords um ihren Herzog, schwören ihm Treue und Beystand, und begleiten ihn im Triumph nach Hause.

---

Plantagenet allein fühlt sich verlassen, seine Persönlichkeit verloren, ohne Stütze, hat nichts für sich, als sein Recht. Er entschließt sich dennoch, sich der Herzoginn zu nähern. Stanley tritt zu ihm, und versucht ihn hinweg zu ängstigen.

---

# Vierter Act.

Die Herzoginn kommt voll Zorn und Gift nach Hause. Ihr Haß gegen Warbeck ist durch sein Glück und seine Kühnheit gestiegen; die erhaltene Nachricht von der Entspringung des ächten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Betrieger entbehrlich; sie ist entschlossen, ihn fallen zu lassen, und fängt gleich damit an, daß sie der Prinzessinn, welche ihr nachgefolgt ist, mit Härte verbiethet, an ihn zu denken, und sogar einen Zweifel über seine Person erregt. Warbeck läßt sich melden; sie schickt die Prinzessinn, welche zu bleiben bittet, in Thränen von sich.

---

Warbeck und die Herzoginn. Warbeck, kühn gemacht durch sein Glück, und auf seinen Anhang bauend, zugleich durch seine Liebe

erhoben, und entschlossen, seine bisherige unerträgliche Lage zu endigen, nimmt gegen die Herzoginn einen muthigen Ton an, und wagt es, sie wegen ihres widersprechenden Betragens gegen ihn zur Rede zu setzen. Sie erstaunt über seine Dreistigkeit, und begegnet ihm mit der tiefsten Verachtung. Je mehr sie ihn zu erniedrigen sucht', desto mehr Selbstständigkeit setzt er ihr entgegen. — Er beruft sich darauf, daß sie es gewesen, die ihn aus seinem Privatstande, wo er glücklich war, auf diesen Platz gestellt, daß sie verpflichtet sey, ihn zu halten, daß sie kein Recht habe, mit seinem Glücke zu spielen.

Ihre Antworten zeigen ihren fühllosen Fürstenstolz, ihre kalte egoistische Seele; sie hat sich nie um sein Glück bekümmert, er ist ihr bloß das Werkzeug ihrer Plane gewesen, das sie wegwirft, sobald es unnütz wird. Aber dieses Werkzeug ist selbstständig, und eben das, was ihn fähig machte, den Fürsten zu spielen, gibt ihm die Kraft, sich einer schimpflichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich sieht sich die Herzoginn genöthigt, ihre innere Wuth zu verbergen, und verläßt ihn, scheinbar versöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

Die Prinzessinn wird durch die Furcht vor einer verhaßten Verbindung, und weil sie alle Hoffnung aufgibt, etwas von der Güte der Herzoginn zu erhalten, dem Betrieger gewaltsam in die Arme getrieben. Im vollen Vertrauen auf seine Person kommt sie, und schlägt ihm selbst die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit, und überläßt sich verdachtlos seiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihm den Grafen Kildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des York'schen Hauses, zu dem wollten sie mit einander fliehen. Sie übergibt ihm Alles, was sie von Kostbarkeiten besitzt. Je mehr Vertrauen sie ihm zeigt, desto qualvoller fühlt er seine Betriegerey; er darf ihre dargebothene Hand nicht annehmen, und noch weniger das Geständniß der Wahrheit wagen; sein Kampf ist fürchterlich, er verläßt sie in Verzweiflung.

---

Sie bleibt verwundert über sein Betragen zurück, und macht sich Vorwürfe, daß sie vielleicht zu weit gegangen sey, entschuldigt sich mit der Gefahr, mit ihrer Liebe.

---

Plantagenet tritt auf, schüchtern und erschrocken sich umsehend, und den theuern Fami-

lienboden mit schmerzlicher Rührung begrüßend. Er erblickt die York'schen Familienbilder, kniet davor nieder, und weint über sein Geschlecht und sein eig'nes Schicksal.

---

Warbeck kommt zurück, entschlossen, der Prinzessinn alles zu sagen. Er erblickt den knienden Plantagenet, erstaunt, fixirt ihn, läßt sich mit ihm in's Gespräch ein; was er hört, was er sieht, vermehrt sein Schrecken und Erstaunen. Endlich zweifelt er nicht mehr, daß er den wahren York vor sich habe. Plantagenet entfernt sich mit einer edlen und bedeutenden Äußerung und läßt ihn schreckenvoll zurück.

---

Er hat kaum angefangen, seine Ahnung und seine Furcht auszusprechen, als der englische Bothschafter eintritt, und ein Gespräch mit ihm verlangt. Dieser bestätigt ihm augenblicklich seine Ahnung, und trägt ihm einen Vergleich mit dem englischen König an, wenn er den rechten York aus dem Wege schaffen helfe. Beyde haben ein gemeinschaftliches Interesse, den wahren York zu verderben. Warbeck fühlt die ganze Gefahr seiner Sitantion, aber sein Haß gegen Lanca-

ster und seine beſſ're Natur siegen, und er schickt den Versucher fort.

---

Aber gehandelt muß werden. Der rechtmäßige York ist da; er kann zurückfordern, was sein ist; die Herzoginn wird eilen, ihn anzuerkennen, und dem falschen York sein Theaterkleid abzuziehen; Alles ist auf dem Spiel, die Prinzessinn ist verloren, wenn der rechte York nicht entfernt wird. Jetzt fühlt der Unglückliche, daß ein Betrug nur durch eine Reihe von Verbrechen behauptet werden kann, er verwünscht seinen ersten Schritt, er wünscht, daß er nie geboren wäre.

---

Die Herzoginn kommt mit ihrem Rath. Man erfährt, daß der Graf Kildare auf dem Wege nach Brüssel sey, daß er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben; er eile dort hin. Die Herzoginn ist zugleich erfreut und verlegen über seine Ankunft; verlegen wegen Warbeck, doch sie ist fest entschlossen, diesen aufzuopfern, so bald der rechte Plantagenet sich gefunden. Aber wo ist er denn, dieser theure Neffe? Kildare schreibt, er sey geraden Wegs nach Brüssel, so

könnte er schon da seyn. — Sie erinnert sich des Jünglings — ein Tuch wird auf dem Boden bemerkt — sie erkennt es für dasselbe, welches sie dem Eduard vor 9 Jahren geschenkt. — Sie fragt voll Erstaunen, wer in das Zimmer gekommen: Man antwortet ihr: Niemand als Warbeck. Es durchfährt sie, wie ein Bliz. Sie sendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

---

# Fünfter Act.

Herzoginn. Ihr Rath. Prinzessinn. Lord's. Vergeblich sind alle Nachforschungen nach Eduard, er ist nirgends zu finden. Die Herzoginn hat einen gräßlichen Argwohn. Sie schickt nach Warbeck.

Erich und der Bothschafter erzählen von einem Mord, der geschehen seyn müßte, sie hätten um Hülfe schreyen hören; wie sie herbey geeilt, sey Blut auf dem Boden gewesen. Die Herzoginn und Prinzessinn in der größten Bewegung.

Warbeck kommt. Herzoginn empfängt ihn mit den Worten: Wo ist mein Neffe? wo habt ihr ihn hingeschafft? Wie er stutzt, nennt

sie ihn gerade heraus einen Mörder. Auf dieses Wort gerathen alle Lords in Bewegung. Sie wiederhohlt es heftiger. Jene machen ihr Vorwürfe, daß sie den Herzog ihren Neffen einer so schrecklichen That beschuldige. Jetzt entreißt der Zorn ihr Geheimniß; Herzog, sagt sie, ein York! Er mein Neffe! — und erzählt den ganzen Betrug mit wenigen Worten. Die Prinzessinn wankt, will sinken; Warbeck will zu ihr treten. Die Prinzessinn stürzt der Herzoginn in die Arme. Warbeck will sich an die Lords wenden, sie treten mit Abscheu zurück. In diesem Augenblicke wird der gefürchtete Graf Kildare angemeldet. Die Herzoginn sagt: „Er kommt zur rechten Zeit. Ich habe seine Ankunft nie gewünscht. Jetzt ist sie mir willkommen. Er kennt meine Neffen, er hat ihre Kindheit erzogen.“ — Sie wendet sich zu Warbeck: „Verbirg' dich, wenn du kannst! Sieh zu, ob du dich auch gegen diesen Zeugen behaupten wirst.“

---

Kildare tritt herein, Warbeck steht am meisten von ihm entfernt, und hat das Gesicht zu Boden geschlagen. — Die Herzoginn geht ihm entgegen. „Ihr kommt einen York zu umarmen, unglücklicher Mann, ihr findet keinen,“

u. s. w. Ehe Kildare noch antwortet, sieht er sich im Kreise um, und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, stutzt, staunt, ruft: Was seh' ich! Warbeck richtet sich bey diesen Worten auf, sieht dem Grafen in's Gesicht und ruft: Mein Vater! Kildare ruft ebenfalls! Mein Sohn! — Sein Sohn, wiederhohlen alle. Warbeck eilt an die Brust seines Vaters. Kildare steht voll Erstaunen, weiß nicht, was er dazu sagen soll. Er bittet die Umstehenden, ihn einen Augenblick mit Warbeck allein zu lassen. Man thut es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird gemeldet, daß man zwey Mörder eingebracht habe; die Herzoginn eilt ab, sie zu vernehmen.

---

Warbeck bleibt mit Kildare, der noch voll Erstaunen ist, in dem vermeinten York seinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten alles; Kildare apostrophirt die Vorsicht und preist ihre Wege. Er erklärt dem Warbeck, daß er nicht sein Sohn sey — daß er den Nahmen geraubt, der ihm wirklich gebühre. Er sey ein natürlicher Sohn Eduards VI., ein geborner York. Das Räthsel seiner dunkeln Gefühle löst sich ihm, das Knäul seines Schicksals entwirrt sich auf ein Mahl. In einer

unendlichen Freudigkeit wirft er die ganze Last seiner bisherigen Qualen ab, er bittet den Kildare, ihn einen Augenblick weggehen zu lassen.

---

Kildare und die Lords. Sie sind in Verzweiflung über den gespielten Betrug und beklagen ihre verlorene Existenz, ihre zerstörte Hoffnung.

---

Indem erscheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erstaunen; Kildare erkennt den jungen Prinzen, dieser weiß nicht, wie ihm geschieht, bis Warbeck das ganze Geheimniß löst, und damit endigt, dem Plantagenet als seinem Herrn zu huldigen, und ihn als seinen Vetter zu umarmen. Warbeck hat den Plantagenet vor dem York'schen Monumente schlafend gefunden, und ihn von zwey Mördern gerettet, die im Begriff waren ihn zu tödten. Freude der Lords, Edelmuth des Plantagenet.

---

Herzoginn kommt zu dieser Scene, sie umarmt ihren Neffen, und schließt ihn an ihr Herz. Die Lords verlangen, daß sie gegen Warbeck ein Gleiches thue. — Edle Erklärung Warbeck's, der als ihr Neffe zu ihren Füßen fällt. — Sie ist

gerührt, sie ist gütig und zeigt es dadurch, daß sie geht, um die Prinzessinn abzuhohlen.

---

Zwischenhandlung, so lange sie weg ist. Erich's und des Bothschafters Mordanschlag kommt ans Licht, ihnen wird verziehen und sie stehen beschämt da. Warbeck zeigt sich dem Bothschafter in der Stellung, wie er den Plantagenet umarmt, und schickt ihn zu seinem König mit der Erklärung, daß sie beyde gemeinschaftlich ihre Rechte an den Thron geltend machen wollten.

---

Die Herzoginn kommt mit der Prinzessinn zurück. Schluß.

---

# Fragmente
## aus den ersten Scenen des ersten Acts.

### Erste Scene.

(Hof der Herzoginn. Margaretha zu Brüssel. Eine große Halle).

Graf Hereford mit seinen fünf Söhnen tritt auf. Sir William Stanley steht seitwärts an dem Proscenium und beobachtet ihn.

Hereford.

Dieß ist der heil'ge Herd, zu dem wir flieh'n,
Ihr Söhne! dieß der wirthliche Pallast,
Wo Margaretha, die Beherrscherinn
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der theuren Ahnen denkt, die Freunde schützt
Des unterdrückten alten Königsstamms,
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um euch her! Gleich freundlichen Penaten

Empfangen euch — — —
Der edlen Yorks erhabene Gestalten.
Erkennt ihr sie — — — — —
Die weiße Rose glänzt in ihrer Hand,
— — — — — — — — —
Mit diesem Zeichen, das wir freudig jetzt
Auf uns're Hüte stecken — — —
— — — — — — — — — —

(Streit zwischen Stanley und Hereford).

---

## Zweyte Scene.

Belmont, die Vorigen.

Belmont.

Haltet Ruhe
Mylords! dem Frieden heilig ist dieß Haus.

Hereford.

Hinweg mit diesem Sclaven Lancaster's!
Ich floh hieher — — — —
Und an der Schwelle gleich muß ein verhaßter
Lancastrier die freche Stirn mir zeigen.

Stanley.

Verräther nenn' ich so, wo ich sie finde.

Belmont.

Nicht weiter, edle Lords — — —

Die hohe Frau, die hier gebiethend waltet,

— — — — — — — — — —

Geöffnet hat sie ihren Fürstenhof
Zu Brüssel allen kämpfenden Parteyen,
Und zu vermitteln ist ihr schönster Ruhm.

Stanley.

Wohl! Ein willkomm'ner Gast ist Jeder hier,
Der gegen England böse Ränke spinnt.

Belmont.

Sie ist die Schwester zweyer Könige
Von York — — — — —
Und hülfreich, wie's den Anverwandten ziemt,
Gedenkt sie ihres (fürstlichen) Geschlechtes
Das unter'm Mißgeschick der Zeiten fiel.
Wo fänd' es Schutz auf der feindsel'gen Erde,
Wo sonst, als hier an ihrem frommen Herd?
Doch auch dem Feind erweist sie sich gerecht,
Und in dem Haupte dieses edlen Lords
Ehrt sie den Abgesandten — — —
— — — — — — — — —

---

## Vierte Scene.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Hereford.

Kommt meine Söhne! Kommet alle! Kommt!

Mir spricht es laut im innern Eingeweide,
Er ist es! Das sind König Eduards Züge,
Das ist das edle Antlitz meines Herrn,
Auch seiner Stimme Klang erkenn' ich wieder —
(sich zu seinen Füßen werfend).
O Richard! Richard, meines Königs Sohn!
— — — — — — — — —

Warbeck.

Steht auf Mylord! Nicht hier ist euer Platz —
Kommt an mein Herz. — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Hereford.

— — — — Wie entkamt ihr
Den Mörderhänden? Redet! Wo verbarg euch
Des Himmels Rettungshand — — —
Um jetzt auf einmahl in der rechten Stunde
Uns viel willkommen zu erscheinen?

Warbeck.

— — — — Jetzt nicht — Laßt mich
Den Schleyer ziehen über das Vergangene.
Es ist vorüber — ich bin unter euch —
Ich sehe von den Meinen mich umgeben.
Das Schicksal hat mich wunderbar geführt.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Margaretha.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Richard von Gloster stieg auf Englands Thron,
Des Bruders Söhne schloß der Tower ein.
Das ist die Wahrheit und die Welt will wissen,
Daß Tirrel sich mit ihrem Blut befleckt.
Da selbst den Ort bezeichnet das Gerücht,
Der ihr Gebein verwahren soll — —
Doch Nacht und undurchdringliches Geheimniß
Bedeckte jenes furchtbare Ereigniß
Im Tower — nur die späte Folgezeit
Hat jezt den Schleyer davon weggezogen.
Wahr ist's, der Mörder Tirrel ward geschickt,
Die Prinzen zu ermorden, einen Macht-
Befehl vom König Richard zeigt' er auf,
Der Prinz von Wallis fiel durch seinen Dolch.
Den Bruder sollte gleiches Schicksal treffen,
Doch sey's, daß das Gewissen des Barbarn
Erwachte, daß des Kindes rührend Fleh'n
Sein eisern Herz im Busen wankend machte —
Er führte einen ungewissen Streich
Und grauend vor der fürchterlichen That
Entfloh er — — — —

— — — — — —

# III.

# Plan des Trauerspiels: die Malthefer.

# Die Malthefer.

Maltha ist von der ganzen Macht Solimans belagert, der dem Orden den Untergang schwur. Mit den türkischen Befehlshabern Mustapha und Pialy sind die Corsaren Uluzziali und Dragut und die Algierer, Hascem und Candelissa vereinigt. Die Flotte der Türken liegt vor den beyden Seehäfen, und ohne eine Schlacht mit ihr zu wagen, kann kein Entsatz auf die Insel gebracht werden Zu Lande haben die Feinde das Fort St. Elmo angegriffen, und schon große Vortheile darüber gewonnen. Der Besitz dieses Forts macht sie zu Herren der zwey Seehäfen, und setzt sie in Stand, St. Ange, St. Michael und Il Borgo mit Succeß anzugreifen, in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens enthalten ist.

La Valette ist Großmeister zu Maltha. Er hat den Angriff der Türken erwartet, und sich darauf bereitet. Die Ritter sind nach der Insel berufen worden, und in großer Anzahl darauf erschienen. Ausser ihnen sind noch gegen zehntausend Soldaten vorhanden, es fehlt nicht an Kriegs- und Mundvorrath, und die Festungswerke sind in gutem Stande. Aber gleichwohl ist auf einen Entsatz von Sicilien aus gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Beharrlichkeit die Werke zu Grunde richten, und die Mannschaft aufreiben müssen.

La Valette hat alle Ursache, von Sicilien Hülfe zu hoffen, da der Untergang von Maltha die Staaten des Königs von Spanien in die größte Gefahr setzen würde. Philipp der Zweyte hat ihm daher auch alle Unterstützung zugesagt, und seinem Vicekönig in Sicilien deßhalb Befehle gegeben. Eine Flotte liegt ausgerüstet in den Häfen dieser Insel, viele Ritter und andere Krieger sind herbey geströmt, sich nach Maltha einschiffen zu lassen; die Geschäftsträger des Großmeisters sind bey dem spanischen Vicekönig unermüdet, um das Auslaufen dieser Flotte zu beschleunigen.

Aber die spanische Politik ist viel zu eigennützig, um an diese große Sache etwas Großes zu wagen. Die Macht der Türken schreckt die Spanier, und sie suchen Zeit zu gewinnen, bis diese Feinde geschwächt sind. Dieß hoffen sie von dem Widerstande des Ordens bey der Tapferkeit seiner Ritter, und erwarten alsdann entweder die Aufhebung der Belagerung oder einen leichtern Sieg. Ob der Orden dabey seine Kräfte zusetzt, ist ihnen gleichgültig; nur ganz untergehen soll er nicht. Der Vicekönig von Sicilien verspricht also von Zeit zu Zeit Hülfe, aber er leistet nichts.

Unterdessen wird das Fort St. Elmo von dem Feinde immer heftiger bedrängt. Es ist an sich selbst, wegen des engen Raums, auf welchem nicht Werke genug angebracht werden konnten, kein sehr haltbarer Platz, und faßt wenige Mannschaft. Die Türken haben schon einige Außenwerke im Besitz, ihr Geschütz beherrscht die Wälle, und es sind schon bedeutende Breschen geschossen. Die Besatzung wird durch die Werke nicht beschützt, und ist bey aller ihrer Tapferkeit ein leichter Raub des feindlichen Geschützes.

Unter diesen Umständen suchen die Ritter, denen dieser Posten anvertraut ist, bey dem Großmeister an, sich an einen haltbaren Ort zurückzie-

hen zu dürfen, weil keine Hoffnung sey, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter stellen dem Großmeister vor, daß er die Elmo'schen Ritter ohne Nutzen aufopfere, daß es nicht gut sey, die Kraft des Ordens durch fortgesetzte Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach zu schwächen, daß es besser seyn würde, die ganze Stärke an dem Hauptorte zu concentriren.

Diese Gründe sind sehr scheinbar, aber der Großmeister denkt ganz anders. Ob er selbst gleich überzeugt ist, daß St. Elmo nicht behauptet werden kann, und die Ritter schmerzlich beklagt, die dabey aufgeopfert werden; so halten ihn doch zwey Gründe ab, den Platz Preis zu geben. Erstlich liegt alles daran, daß sich St. Elmo so lange als möglich halte, um der sicilischen Hülfsflotte Zeit zu verschaffen, heran zu kommen. Denn ist jenes Fort in den Händen des Feindes, so kann dieser beyde Seehäfen verschließen, und der Entsatz ist schwerer. Auch würden die Spanier alsdann, wie sie gedroht haben, zurücksegeln. Zweytens muß die Macht der Türken physisch und moralisch geschwächt werden, wenn sie St. Elmo im Sturm zu erobern genöthigt sind. Ihr Verlust bey dieser Unternehmung erschwert

ihnen die fernern Angriffe des Hauptorts, und ein solches Beyspiel verzweifelter Gegenwehr gibt ihnen einen so hohen Begriff von der christlichen Tapferkeit, daß sie an der Gewißheit des Siegs zu zweifeln anfangen, und zu neuen Kämpfen weniger bereit sind.

Der Großmeister hat also überwiegende Gründe, einen Theil seiner Ritter, die Vertheidiger des Forts St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen aufzuopfern. Ein solches Verfahren streitet nicht mit den Gesetzen des Ordens, da jeder Ritter sich bey der Aufnahme anheischig gemacht hat, sein Leben mit blindem Gehorsam für die Religion hinzugeben. Aber zur Unterwerfung unter ein so strenges Gesetz gehört der reine Geist des Ordens, weil eine solche That von innen heraus geschehen muß, und nicht durch äußere Gewalt kann erzwungen werden.

Aber dieser reine Ordensgeist, der in diesem Augenblicke so nothwendig ist, fehlt. Kühn und tapfer sind die Ritter, aber sie wollen es auf ihre eigene Weise seyn, und sich nicht mit blinder Resignation dem Gesetz unterwerfen. Der Augenblick fordert einen geistlichen Sinn, und ihr Sinn ist weltlich. Sie sind von ihrem ursprünglichen Stiftungsgeiste ausgeartet, sie lieben

noch andere Dinge als ihre Pflicht, sie sind Helden, aber nicht christliche Helden. Die Liebe, der Reichthum, der Ehrgeiz, der Nationalstolz und ähnliche Triebfedern bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der Belagerung ihren höchsten Gipfel erreicht. Viele Ritter überlassen sich offenbar ihren Ausschweifungen, und trotzen darauf, daß Krieg und Gefahr die Freyheit begünstigen. La Valette war zeither nachsichtig, theils aus liberaler Denkart, theils weil er sich selbst von gewisser Menschlichkeit nicht frey wußte, aber jetzt sieht er sich genöthigt, den Orden in seiner ersten Reinheit herzustellen, und gleichsam neu zu erschaffen.

# Fragment der ersten Scene.

Eine offene Halle, die den Prospect nach dem Hafen eröffnet. Romegas und Biron streiten um eine griechische Gefangene; dieser hat sie gefaßt, iener will sich ihrer bemächtigen.

Romegas.

Verweg'ner halt! die Sclavinn raubst du mir,
Die ich erobert, und für mein erklärt?

Biron.

Die Freyheit geb' ich ihr. Sie wähle selbst
Den Mann, dem sie am liebsten folgen mag.

Romegas.

Mein ist sie durch des Krieges Recht und Brauch;
Auf dem Corsarenschiff gewann ich sie.

Biron.

Den rohcorsarischen Gebrauch verschmäht,
Wer freyen Herzen zu gefallen weiß.

Romegas.

Der Frauen Schönheit ist der Preis des Muths.

Biron.

Der Frauen Ehre schützt des Ritters Degen.

Romegas.

Sanct Elm vertheidige! Dort ist dein Platz.

Biron.

Dort ist der Kampf, und hier des Kampfes Lohn.

Romegas.

Wohl sich'rer ist es, Weiber hier zu stehlen,
Als männlich dort dem Türken widersteh'n,

Biron.

Vom heißen Kampf, der auf der Bresche glüht,
Läßt sich's gemächlich hier im Kloster reden.

Romegas.

Gehorche dem Gebiethenden! Zurück!

Biron.

Auf deiner Flotte herrsche du, nicht hier!

Romegas.

Das große Kreutz auf dieser Brust verehre!

Biron.

Das kleine hier bedeckt ein großes Herz.

Romegas.

Ruhmredig ist die Zunge von Provence.

Biron.

Noch schärfer ist das Schwert.

Romegas.

— — — —

— — — — — — — — —

Ritter (kommen herzu).

Recht hat der Spanier — der Übermuth
Des Provençalen muß gezüchtigt werden.

Andere Ritter

(kommen von der andern Seite).

Drey Klingen gegen Eine! — —
Zu Hülf! Zu Hülf! Drey Klingen gegen Eine!
Auf den Castilier! Frisch wack'rer Bruder!
Wir steh'n zu dir. Dir hilft die ganze Zunge.

Ritter.

Zu Boden mit den Provençalen!

Andere Ritter.

Nieder
Mit den Hispaniern!

(Es kommen noch mehrere Ritter von beyden Seiten hinzu. Der Chor tritt auf, und trennt die Fechtenden. Er besteht aus sechzehn geistlichen Rittern in ihrer langen Ordenstracht, die in zwey Reihen die übrigen umgeben. Der Chor schilt die Ritter, daß sie sich selbst in diesem Augenblicke befehden. Schilderung der drohenden Gefahr und Besorgnisse, die auf die äußere Lage des Ordens, und seinen innern Zustand sich gründen. Übermuth der Ritter, die auf Hülfe aus Sicilien rechnen.

La Valette erscheint mit Miranda, einem Abgesandten aus Sicilien. Der Großmeister fordert die Ritter auf, nichts von irdischem Beystande zu erwarten, sondern dem Himmel und ihrem eigenen Muthe zu vertrauen. Miranda erklärt, daß von Spanien vor jetzt noch nichts zu hoffen sey, daß Sanct Elmo behauptet werden müsse, wenn die sicilische Flotte erscheinen solle, und daß sie zurücksegeln würde, wenn bey ihrer Ankunft jenes Fort schon in den Händen der Türken wäre. Murren der Ritter über die spanische Politik. Miranda entschließt sich freywillig auf der Insel zu bleiben, und das Schicksal des Ordens zu theilen.

---

Ein alter Christensclav wird vom Ritter Montalto zum Großmeister gebracht. Er ist vom türkischen Befehlshaber unter dem Vorwande abgesendet, eine Unterhandlung wegen des Forts St. Elmo anzuknüpfen, aber eigentlich um mit einem Verräther einen Briefwechsel zu eröffnen. Der Großmeister will von keinem Vertrage zwischen den Rittern und den Ungläubigen hören, und droht jeden künftigen Herold tödten zu las-

sen. Dem Christensclaven, der sein hartes Schicksal beklagt, wird freygestellt in Maltha zu bleiben. Er zieht vor, in seine Gefangenschaft zurückzugehen, weil er überzeugt ist, daß Maltha sich nicht halten könne. Ehe er abgeht, läßt er ein Wort von Verrätherey fallen.

---

Es erscheinen zwey Abgeordnete von der Besatzung in St. Elmo. Diese Besatzung ist nicht von dem Großmeister ausgewählt, sondern ohne sein Zuthun durch eine gesetzliche Ordnung bestimmt worden. Ein zwanzigjähriger Ritter St. Priest, der von allen geliebt, und vom Großmeister besonders ausgezeichnet wird, gehört zu den Vertheidigern von St. Elmo. Er gleicht an Gestalt und Tapferkeit einem jugendlichen Rinaldo. Er ist eine Geißel der Türken, und so sehr man ihn zu schonen sucht, bey jedem Kampfe der erste. Aber mitten in Tod und Gefahr bleibt er unverletzt, sein Anblick scheint den Feind zu entwaffnen, oder eine Wache von Engeln ihn zu umgeben. Crequi, ein anderer junger Ritter von heftiger Gemüthsart, wird durch ein leidenschaftliches, aber edles Gefühl an ihn ge-

fesselt. Die Abgeordneten schildern die Lage von St. Elmo, die Fortschritte des Feindes, die Unhaltbarkeit der Festung, und bitten der Besatzung zu gestatten, sich auf einen andern Posten zurückzuziehen. Die jüngern Ritter, besonders Crequi, unterstützen dieses Gesuch mit Nachdruck, aber der Großmeister schlägt es ab. Er gibt seine Theilnehmung an dem Schicksal der Besatzung deutlich zu erkennen, aber mit Ernst und Festigkeit erklärt er, St. Elmo müsse behauptet werden, und entfernt sich mit den ältern Rittern.

---

Murren der jüngern Ritter über den Großmeister. Crequi frägt ängstlich nach St. Priest, und hört von den Abgeordneten, wie sehr er vorzüglich der Gefahr ausgesetzt ist. Montalto kommt von der Begleitung des Christensclaven zurück, und nährt die Erbitterung gegen den Großmeister durch boshafte Winke über seine Härte und Willkühr.

---

Die Mißvergnügten entfernen sich, der Chor bleibt zurück. Er klagt über den Verfall des Or-

dens, und über Ungerechtigkeit gegen den Großmeister, dessen Verdienste er anerkennt. Erinnerungen aus der Geschichte des Ordens.

---

La Valette, der Chor. Der Großmeister zeigt sich als Mensch. Er fürchtet, nicht Stärke genug zu haben auf der Nothwendigkeit zu beharren. Die Aufopferung der tapfern Vertheidiger von St. Elmo schmerzt ihn tief. Auch ist er bekümmert über die im Orden eingerissenen Mißbräuche. Der Chor macht ihm die Folgen seiner Nachsicht bemerklich, und erinnert ihn an den Streit über die Griechinn. La Valette gesteht seinen Fehler, und will alles versuchen, um eine gänzliche Reform des Ordens zu bewirken. Jene Griechinn hat er schon wegbringen lassen.

---

Romegas, Biron und die Vorigen. Die beyden Ritter beklagen sich über die Wegführung der Griechinn. La Valette erinnert die Ritter an ihr Gelübde. Sie behaupten, der jetzige Zeitpunct gebe ihnen ein Recht auf Nachsicht. Es zeigt sich ihre wilde Natur, die bey der höchsten

Gefahr alle Schranken durchbricht. Den Augenblick wollen sie genießen, da ihnen die nächste Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Der Tapfere, dessen man bedarf, glaubt dem Gesetze trotzen zu können. Der Großmeister spricht zu ihnen mit Ernst als Gebiether, und entfernt sich.

---

Romegas und Biron, aufs höchste erbittert, vereinigen sich gegen den Großmeister. Romegas hält ihn ohnehin schon für seinen Feind.

---

Crequi kommt herzu, und spricht ohne Schonung über die Härte des Großmeisters. Das Gespräch wird durch Montalto unterbrochen, die neue Abgeordnete von St. Elmo ankündigt. Der Zustand des Forts hat sich sehr verschlimmert; die Türken sind im Besitz eines bedeutenden Außenwerks. Die Besatzung dringt nochmahls auf Erlaubniß zum Abzuge, oder will dem gewissen Tode in einem Ausfalle entgegen gehen. Unter den Abgeordneten ist St. Priest, durch den man den Großmeister zu gewinnen hoffte. La Valette weigert sich, sie zu sprechen. Diese

scheinbare Härte empört die Ritter noch mehr, ob sie wohl eine Wirkung seiner Weisheit ist, da er sich nicht Festigkeit genug zutraut, um einen Jüngling, der ihn näher angeht, in solchen Verhältnissen zu sehen. St. Priest ist sein natürlicher Sohn, aber niemand weiß davon, als La Valette selbst.

---

Die Abgeordneten treten auf, begleitet von mehreren Rittern, die über den Großmeister ihren Unwillen laut werden lassen. St. Priest selbst ist still, aber Crequi überläßt sich dem heftigsten Ausbruche der Leidenschaft. Romegas und Biron stimmen ihm bey. Montalto benutzt den Moment, die Ritter gegen den Großmeister aufzuwiegeln. Vergebens erinnert sie der Chor mit Nachdruck an ihre Pflicht. Es entsteht ein furchtbarer Bund gegen den Großmeister.

---

La Valette gibt dem Ingenieur Castriotto den Auftrag, den Zustand vom St. Elmo zu untersuchen.

---

Der Großmeister hat Verdacht auf Montalto, und läßt ihn genau beobachten. Er spricht ihn allein, um ihn mit Sanftmuth zu warnen, aber ohne Erfolg. Montalto läugnet beharrlich und dreist, und trotzt auf seine Würde als Commandeur.

---

Nach seinem Abgange erscheint St. Priest vor La Valette. Der Jüngling denkt ganz anders, als die übrigen Abgeordneten von St. Elmo. Er wünscht nicht zurückberufen zu werden, und kommt jetzt dem Großmeister mit kindlich off'nem Vertrauen die Empörung der Ritter zu entdecken. La Valette verbirgt seine Gefühle mit Mühe. Er spricht noch mit St. Priest als Großmeister, und entläßt ihn mit Aufträgen. Begeisterung des Jünglings für seine Pflicht, und für das Persönliche des Großmeisters.

---

Romegas, Biron, Crequi und mehrere ihrer Anhänger treten auf. Sie beginnen mit nachdrücklichen Vorstellungen wegen der Besatzung von St. Elmo, und auf des Großmei-

sters Weigerung sprechen sie als Empörer. Crequi vergeht sich am meisten. Auf den Vorwurf, daß La Valette durch seine Hartnäckigkeit den Orden zum Untergang führe, antwortet er, der Orden sey schon untergegangen, sey in diesem Augenblicke nicht mehr, und nicht durch die Macht des Feindes, sondern durch innern Verfall. Er entfernt sich mit Würde, und gebiethet den Rittern seine Befehle zu erwarten.

---

Die Ritter sind durch die letzte Rede des Großmeisters erschüttert, und einige unter ihnen fangen an ihr Unrecht einzusehen. Ein Ritter bringt die Nachricht, ein Renegat habe sich mit Aufträgen vom türkischen Befehlshaber gezeigt, ungeachtet La Valette jeden feindlichen Unterhändler mit dem Tode bedroht habe. Bey dem Renegaten habe man Briefe mit großen Versprechungen an Montalto gefunden. Montalto sey zu dem Feinde entfloh'n. Die Ritter besinnen sich, daß er es war, der am meisten die Erbitterung gegen den Großmeister nährte.

---

Miranda, der spanische Gesandte, nach ihm die jüngsten Ritter, sodann einige der ältesten Ritter, und zuletzt der Chor treten gewaffnet auf. Ihnen folgt der Großmeister mit Castriotto. Der Ingenieur erhält Befehle vor der ganzen Versammlung über den Zustand von St. Elmo seinen Bericht zu erstatten. Er behauptet, daß es noch möglich sey, die Werke von St. Elmo eine Zeitlang zu vertheidigen. Jetzt fragt der Großmeister die jüngsten und ältesten Ritter, dann den Chor und Miranda, ob sie unter seiner Anführung diese Vertheidigung übernehmen wollen. Alle sind bereit, und nun bewilligt der Großmeister der Besatzung von St. Elmo den Abzug; entläßt die aufrührischen Ritter, und befiehlt nur dem Romegas zu bleiben.

---

La Valette spricht mit ihm als ein Sterbender, der seinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, der den Orden in's Verderben gestürzt habe, sey im Stande ihn zu retten. Ihn habe er zu seinem Nachfolger erwählt, und die wichtigsten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunct eines

Fürsten gestellt, wo er fähig ist zu stehen, und erkennt das Verwerfliche seines zeitherigen Betragens. Äußerst beschämt durch die Großmuth eines Mannes, den er so sehr verkannte, entfernt er sich in der Absicht, durch die That zu zeigen, daß er eines solchen Vertrauens nicht unwerth sey.

---

St. Priest erscheint, um vom Großmeister Abschied zu nehmen. La Valette ist auf's äußerste bewegt. Er entdeckt sich als Vater, segnet seinen Sohn, und sagt ihm, daß er dem Tode mit ihm auf St. Elmo entgegen gehen werde. Der Chor ist hierbey gegenwärtig.

---

Romegas tritt auf mit den aufrührischen Rittern und den Abgeordneten von St. Elmo. Alle bereuen ihr Vergehen, und jeder ist bereit, sich auf St. Elmo für die Erhalung des Ordens aufzuopfern. Der Chor beschämt die Ritter noch tiefer, indem er ihnen entdeckt, daß St. Priest der Sohn des Großmeisters ist, und daß er ihn eben jetzt dem Tode geweiht hat. La Valette weigert sich anfänglich, von seinem ersten Entschluß

abzugehen, bis er von einer gänzlichen Sinnesänderung der Ritter überzeugt ist. Endlich willigt er ein, daß die Vertheidiger von St. Elmo diesen Posten noch ferner behaupten dürfen, und er gibt sich aus Pflicht in die Nothwendigkeit, sich selbst als Großmeister in dem jetzigen Zeitpuncte dem Orden zu erhalten. Alle dringen in ihn, sich nicht von seinem Sohne zu trennen. Jeder ist bereit, die Stelle des trefflichen Jünglings zu vertreten. St. Priest widersetzt sich, und bleibt unbeweglich. Die höchste Begeisterung spricht aus ihm. Auch La Valette will von keiner Ausnahme, von keiner persönlichen Rücksicht etwas hören. St. Priest nimmt Abschied vom Großmeister und von Crequi.

---

Der Chor allein in der höchsten Würde, begeistert durch alles, was den Menschen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeist, Religion.

---

Nachrichten von St. Elmo. — Das Fort wird gestürmt. Crequi ist nach St. Elmo entfloh'n, um mit dem Freunde zu sterben. — La Valet-

te tritt auf, äußerst bekümmert, aber mit männlichen Ernst. Er fühlt tief, was er aufopfert.

---

St. Elmo ist erobert. Ein Grieche Lascaris, aus einem Geschlecht, das auf dem griechischen Kaiserthron regiert hat, entflieht mit äußerster Lebensgefahr aus dem türkischen Heer, wo er einen hohen Posten bekleidete, zu den Malthesern, deren Heroismus er bewundert, und an deren Religion ihn die ersten Eindrücke der Jugend fesseln. Er gibt ausführlichen Bericht von den unglaublichen Thaten der Vertheidiger von St. Elmo, von dem ungeheuren Verlust der Türken, von ihrem Entsetzen, als sie den Zustand der Festung, und die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger gewahr wurden, von einer besonders wichtigen Einbuße der Feinde, in der Person eines ihrer ersten und erfahrensten Befehlshaber des Beherrschers von Tripoli, Dragut, der bey dieser Belagerung fiel. — Von Montalto's Verrätherey ist nichts weiter zu fürchten. Er ist bey dem Sturme auf St. Priest getroffen, und hat seinen Lohn gefunden.

---

Der Leichnam des St. Priest ist aus den Wellen aufgefangen worden. Er wird gebracht, und die Ritter begleiten ihn in stummer Trauer. La Valette erhebt sich über sich selbst. Er preist die hohe Bestimmung seines verklärten Sohns, sieht in allen Rittern seine Söhne, und vertraut fest auf die Kraft des Ordens, die jetzt als unbedingt und unendlich da steht. Durch ein großes Opfer ist der Sieg so gut als entschieden, so wie in dem persischen Kriege durch den Tod des Leonidas. — Der Erfolg hat diesen Glauben bewährt.

IV.

# Plan eines Drama:

Die

# Kinder des Hauses.

# Die Kinder des Hauses.

## Vorerinnerung.

Die Idee eines dramatischen Gemähldes von der Polizey in Paris unter Ludwig XIV., hat Schillern einige Zeit beschäftigt. Über dem bunten Gewühl der mannichfaltigen Gestalten einer Pariser Welt sollte die Polizey, gleich einem Wesen höherer Art, emporschweben, dessen Blick ein unermeßliches Feld überschaut, und in die geheimsten Tiefen dringt, so wie für dessen Arm nichts unerreichbar ist.

„Paris erscheint in einer Allheit, die äußersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Puncten kommen zur Darstellung, die einfachste Unschuld wie die naturwidrigste Verderbniß, die idyllische Ruhe wie die düstere Verzweiflung.“

„Ein höchst verwickeltes, durch viele Familien verschlungenes Verbrechen, welches bey fortgehender Nachforschung immer zusammengesetzter wird, und immer andere Entdeckungen mit sich bringt, ist der Hauptgegenstand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der seine Äste weit herum mit andern verschlungen hat, und welchen auszugraben, man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt, und alle Arten von Existenz werden bey dieser Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen."

„Der Fall ist scheinbar unauflöslich, aber Argenson — an der Spitze der Polizey — nachdem er sich gewisse Data hat geben lassen, verspricht, im Vertrauen auf seine Macht, einen glücklichen Erfolg, und gibt sogleich seine Aufträge."

„Nach langem Forschen verliert er die Spur des Wildes, und sieht sich in Gefahr sein dreistgegebenes Wort doch nicht halten zu können. Aber nun tritt gleichsam das Verhängniß selbst in's Spiel, und treibt den Mörder in die Hände des Gerichts."

„Argenson hat die Menschen zu oft von ihrer schändlichen Seite gesehen, als daß er einen edlen Begriff von der menschlichen Natur haben könnte. Er ist ungläubiger gegen das Gute, und

gegen das Schlechte toleranter geworden; aber er hat das Gefühl für das Schöne nicht verloren, und da, wo er es unzweydeutig antrifft, wird er desto lebhafter davon gerührt. Er kommt in diesen Fall und huldigt der bewährten Tugend."

„Er erscheint im Laufe des Stückes als Privatmann, wo er einen ganz andern, jovialischen und gefälligen Charakter zeigt, und als feiner Gesellschafter, als Mann von Herz und Geist, Wohlwollen und Achtung verdient. Er findet wirklich ein Herz, das ihn liebt, und sein schönes Betragen erwirbt ihm eine liebenswürdige Gemahlinn."

„Der Polizeyminister kennt, wie der Beichtvater, die Schwächen und Blößen vieler Familien, und hat eben so, wie dieser, die höchste Discretion nöthig. Es kommt ein Fall vor, wo jemand durch die Allwissenheit desselben in Erstaunen und Schrecken gesetzt wird, aber einen schonenden Freund an ihm findet."

„Scene Argenson's mit einem Philosophen und Schriftsteller. Sie enthält eine Gegeneinanderstellung des Idealen mit dem Realen, und es zeigt sich die Überlegenheit des Realisten über den Theoretiker."

„Argenson warnt auch zuweilen die Unschuld sowohl, als die Schuld; er läßt nicht nur den Verbrechern, sondern auch solchen Unglücklichen, die es durch Verzweiflung werden können, Kundschafter folgen. Ein solcher Verzweifelnder kommt vor, gegen den sich die Polizey als eine rettende Vorsicht zeigt."

„Auch die Nachtheile der Polizeyverfassung sind darzustellen. Die Bosheit kann sie zu ihren Absichten brauchen, der Unschuldige kann durch sie leiden; sie ist oft genöthigt, schlimmer Werkzeuge sich zu bedienen, schlimme Mittel anzuwenden. Selbst die Verbrechen ihrer eigenen Officianten haben eine gewisse Straflosigkeit." —

Von einer weitern Ausführung dieser Ideen in ihrem ganzen Umfange findet sich nichts in Schiller's Papieren, aber dagegen der Plan eines Drama, wobey nur ein sehr kleiner Theil jenes Stoffes zum Grunde liegt. Es war in Schiller's Charakter, daß sich der erste Gedanke nicht beschränkte, sondern erweiterte, wenn es zur Ausführung kam. Man sollte daher glauben, folgender Plan sey früher — etwa bey Lesung der causes celèbres des Pitaval — entstanden, und vielleicht eben deßwegen aufgegeben worden, weil er auf jene Ideen führte, die einen so großen

Reichthum von Charakteren und Situationen darbothen.

---

Narbonne ist ein reicher angesehener Particulier, in einer französischen Provinzialstadt — Bourdeaux, Lyon oder Nantes — ein Mann in seinen besten Jahren zwischen 40 und 50. Er steht in allgemeiner öffentlicher Achtung, und die Neigung, die man zu seinem verstorbenen Bruder Pierre Narbonne gehabt hatte, hat sich schon auf seinen Nahmen fortgeerbt. Er ist der einzige Übriggebliebene dieses Hauses, weil sein Bruder keine Erben hinterließ: denn zwey Kinder desselben verunglückten bey einer Feuersbrunst durch Sorglosigkeit der Bedienten.

Nach dem Tode Pierre's war Louis der einzige Erbe. Er war damahls abwesend, und kam zurück, um seinen beständigen Aufenthalt in dieser Stadt zu nehmen.

Seit dieser Zeit sind zehn Jahre verflossen, und Narbonne ist nun im Begriff, eine Heirath zu thun, und sein Geschlecht fortzupflanzen. Er hat eine Neigung zu einem schönen, edlen und reichen Fräulein, Victoire von Pontis, deren Ältern sich durch seine Anträge geehrt finden, und ihn mit Freuden ihrer Tochter zusagen.

Nun war vor ungefähr sechs Jahren ein junger Mann, Nahmens Saint-Foix, in Narbonne's Haus, als eine hülflose Waise aufgenommen worden, und hatte viele Wohlthaten, besonders eine gute Erziehung von ihm erhalten. Er lebte bey ihm nicht auf dem Fuß eines Hausbedienten, sondern eines armen Verwandten, und die ganze Stadt bewunderte die Großmuth Narbonne's gegen diesen jungen Menschen, den man schon zu beneiden anfing.

Saint Foix machte schnelle Fortschritte in der Bildung, die ihm Narbonne geben ließ. Er zeigte treffliche Anlagen des Kopfes und Herzens, zugleich aber auch einen gewissen Adel und Stolz, der dem armen aufgegriffenen Waisen nicht recht zuzukommen schien. Er war voll dankbarer Ehrfurcht gegen seinen Wohlthäter, aber sonst zeigte er nichts Gedrücktes, noch Erniedrigtes; er schien, indem er Narbonne's Wohlthaten empfing, sich nur seines Rechts zu bedienen. Sein Muth schien oft an Übermuth, eine gewisse Naivetät und Fröhlichkeit an Leichtsinn zu grenzen. Er war verschwenderisch, frey und eifersüchtig auf seine Ehre.

Victoire hatte öfters Gelegenheit gehabt, diesen Saint-Foix zu sehen, und empfand

bald eine Neigung für ihn, welche aber hoffnungslos schien. Die Bewerbungen Narbonne's um ihre Hand, vor denen sie ein sonderbares Grauen hatte, verstärkten ihre Gefühle für Saint-Foix um so mehr, da dieser von Narbonne selbst bey dieser Gelegenheit öfter an sie geschickt wurde. Saint-Foix bethete Victoire von dem ersten Augenblicke an, als er sie kennen lernte, aber seine Wünsche wagten sich nicht zu ihr hinauf.

Er hatte ein anderes Mädchen kennen lernen, welches, so wie er, älternlos war, und dem er einen großen Dienst geleistet hatte. Für diese hatte er eine zärtliche Freundschaft, zwischen ihr und Victoiren war sein Herz getheilt, aber er unterschied sehr wohl seine Gefühle.

Von den zahlreichen Hausgenossen Narbonne's, worunter ein einziger alter Diener Pierre Narbonne's, Nahmens Thierry, sich noch erhalten hatte, wurde Saint-Foix zum Theil gehaßt und beneidet; nur eine weibliche Person unter denselben hatte für ihn eine Neigung und Plane auf seine Hand. Sie war viel älter, und ohne einen andern Anspruch auf ihn, als das kleine Glück, was sie mit ihm theilen konnte, und das nicht auf's beste erworben war. Ihr Nahme war Madelon.

So verhielten sich die Sachen, als die Handlung des Stückes eröffnet wurde.

---

Madelon kommt von einer kleinen Wallfahrt zurück, wo sie für ihre Unruhe Trost gesucht hatte. Ein begangenes Unrecht quält sie; sie bringt keinen Trost zurück.

Sie findet Narbonne zufrieden, muthig und sicher; alles scheint ihm nach Wunsche zu gehen. Nur ist er ärgerlich über einen weggekommenen Schmuck, den er seiner Braut hatte verehren wollen, und er will die Gerichte deßwegen in Bewegung setzen.

Madelon erschrickt. Laßt die Gerichte ruhen, sagt sie, nehmt das kleine Unglück willig hin. — „Es ist kein kleines Unglück." — Nehmt's an als eine Buße, schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer eures Wohlstandes bekümmert. — „Ich will aber mein Recht verfolgen." — Euer Recht! seufzt Madelon.

Noch größere Unruhe zeigt Madelon, wie sie hört, daß eine Zigeunerinn im Hause gewesen sey, welche man des Schmuckes wegen im Verdacht habe. Sie beklagt sehr, daß sie nicht hier gewesen. „Ach, indem ich eine fruchtlose Wallfahrt anstellte, um mein Herz zu beru-

higen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grams los zu werden."

---

Herr von Pontis, Baillif des Orts, und künftiger Schwiegervater Narbonne's kommt wegen des entwendeten Schmuckes die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dieß geschieht mit einiger Förmlichkeit und mit Zuziehung eines Gerichtsschreibers, der Schmuck wird beschrieben, die Hausgenossen werden aufgezählt, und bey dieser Gelegenheit exponirt sich ein Theil der Geschichte. Besonders ist die Rede von Saint-Foix. Seine Geschichte wird erzählt, und zeigt den Narbonne im Licht eines Wohlthäters. Er scheint keinem Verdacht gegen Saint-Foix Raum zu geben.

Nach diesen officiellen Dingen wird von der Heirath gesprochen. Pontis zeigt, wie sehr er und die ganze Stadt den Narbonne verehre, und ist glücklich, in den Gedanken einer Verbindung mit ihm.

---

Saint-Foix im Gespräch mit dem alten Thierry. Der junge Mensch zeigt die leidenschaftlichste Unruhe, es ist ihm zu enge in dem

Hause, er strebt in's Weite fort. Dabey hat er etwas Geheimnißvolles, Unsicheres, Scheues, Gewaltsames, was aussieht, wie Gewissensangst. Besonders scheint er sich eines großen Undanks gegen Narbonne anzuklagen. Wie von der Heirath desselben die Rede ist, steigt seine Unruhe auf's höchste.

Seine Scene mit Thierry gleicht einem ewigen Abschiede. Er nimmt auch Abschied von den leblosen Gegenständen, und so reißt er sich los in der gewaltsamsten Stimmung.

Thierry schüttelt das Haupt, und scheint sich mit Macht gegen einen aufsteigenden Verdacht zu wehren. In seinem Monolog spricht sich's aus, wie es in alten Zeiten hier war, und wie es jetzt ist.

---

Saint-Foix mit Adelaiden. Spuren einer unschuldigen Neigung; Dankbarkeit des Mädchens, Mitleiden des Jünglings. Sie erzählt ihre Schicksale, er die seinigen. Adelaide ist einer gefährlichen Zigeunerinn entsprungen, die sie tyrannisirte, und zum Bösen verleiten wollte. Saint-Foix hat sie in einer hülflosen Lage gefunden, und zu guten Leuten gebracht, bey denen sie sich noch heimlich aufhält.

---

Adelaide hat aus Armuth ihren einzigen Reichthum, eine Kostbarkeit verkaufen wollen; der Goldschmied, dem sie gebracht wird, erkennt sie für eine Arbeit, die er selbst für die Frau von Narbonne gefertigt hat, gibt es an, und dieß veranlaßt die Einziehung Adelaidens.

---

Die Polizeydiener erscheinen, und fordern von Adelaiden, daß sie ihnen zum Baillif folgen soll. Saint-Foix widersetzt sich vergebens.

---

Victoire und ihre Mutter. Jene zeigt ihren Abscheu vor der Bewerbung Narbonne's, um welche die ganze Welt sie beneidet. Man bemerkt an ihr außer diesem Widerwillen vor Narbonne's Person auch eine geheime und hoffnungslose Neigung.

---

Pontis kommt und berichtet, daß man dem gestohlenen Schmuck auf der Spur sey.

Adelaide wird gebracht, und wie Pontis fortgeht, um sie zu verhören, kommt Saint-Foix in großer Bewegung zur Victoire, um ihren Beystand und ihre Verwendung für Adelaiden aufzuzurufen. Eine affectvolle Scene

zwischen beyden, die zur gegenseitigen Entdeckung ihrer Liebe führt.

---

Narbonne kommt zu dieser Scene und findet in Saint-Foix seinen Nebenbuhler.

---

Pontis tritt wieder herein nach geendigtem Verhör, und erklärt Saint-Foix für mitschuldig. Narbonne hört, daß ein Theil des Schmucks sich gefunden habe, aber wie er diesen Schmuck sieht, geräth er in große Bestürzung.

---

Scene zwischen Pontis und Narbonne. Dieser macht den Großmüthigen, will die Untersuchung fallen lassen, und beyde verdächtige Personen nach den Inseln schicken. Pontis besteht auf der strengsten Untersuchung. Wie sie noch beysammen sind, wird dem Baillif gemeldet, daß man die Zigeunerinn aufgebracht habe, und daß Adelaide bey ihrem Anblick in Schrecken gerathen sey.

---

Madelon und Narbonne. Jene hat die Zigeunerinn erkannt, als diejenige, der sie die beyden Kinder Pierre Narbonne's übergeben hatte, als sie aussprengte, daß sie bey einem

Brande umgekommen wären. Es entdeckt sich, daß Adelaide die Tochter sey, aber wo der Knabe hingekommen, bleibt noch unbekannt.

---

Pontis kommt, und meldet, daß sich Adelaide und Saint-Foix als Geschwister erkannt hätten, und daß die Zigeunerinn beyde vor sechszehn Jahren erhalten habe. Saint-Foix hatte nur fünf Jahre bey ihr zugebracht, und war ihr schon in seinem zehnten Jahre entlaufen.

Narbonne will nun dazwischen treten, und die weitere Erörterung hemmen. Pontis aber will die Ältern der Kinder entdeckt haben, und erinnert sich an den Schmuck.

---

Narbonne schlägt dem Saint-Foix und Adelaiden eine heimliche Flucht vor, aber beyde weigern sich.

---

Narbonne und Madelon. Madelon hat die Kinder erkannt, und dringt in Narbonne, sie an Kindes Statt anzunehmen und zu seinen Erben einzusetzen. Narbonne ist in größter Verlegenheit; er weiß keinen Ausweg als durch den Tod der Madelon und ermordet sie.

---

Die Kinder des Hauses sind erkannt, und werden von einer jubelnden Menge zu Narbonne gebracht.

---

Der Mörder Pierre Narbonne's kommt durch eine geheime Thüre zu Louis Narbonne's Zimmer; er ist auf diesem Wege heimlich hereingekommen, hat den Schmuck liegen gesehn, und ist mit diesem davon gegangen. Dem Narbonne ließ er ein Paar Zeilen zurück, worin er ihm anzeigte, daß er nun in die weite Welt gehe, weil er einer Mordthat wegen fliehen müsse. Auf dieser Flucht wird er angehalten, welches eine Folge der Polizeyveranstaltung ist.

---

Narbonne findet auf seinem Zimmer die Spuren des Mörders.

---

Pontis meldet triumphirend den gefundenen Schmuck.

---

Narbonne versucht umsonst zu entfliehen. Er und der Mörder werden confrontirt. Sein Versuch sich zu tödten wird vereitelt; er wird ganz entlarvt und den Gerichten übergeben. Saint-Foix erhält die Hand der Victoire.

---

# Anhang.

---

Friedrich Schillers

# Briefe

an den

Freyherrn Heribert von Dalberg

in

den Jahren 1781 bis 1785.

Jung ist er noch, doch was ich von ihm ahne, will ich sagen. — Was ist dieses wohl? — Er scheint mir edleren Stoffes zu seyn, als daß er mit einem Andern verglichen werden dürfte, und seine sittliche Anlage von besserer Art. So daß nicht zu verwundern wäre, wenn er mit steigendem Lebensalter in dieser Gattung der Rede, in welcher er sich jetzt versucht, alle die jemahls sich mit Reden beschäftigt, wie Knaben hinter sich ließe, oder wenn solches ihm nicht genügte, zu Größerem ihn eine göttlichere Begeisterung führte. Denn in dieses Mannes Seele hat die Natur einen Drang nach hoher Erkenntniß eingepflanzt.

Platon im Phädros.

# Vorwort.

Die Freunde des unsterblichen Schiller haben die Erhaltung der nachfolgenden Briefe einzig den Bemühungen des Herrn Hofraths Hecker und des Herrn Secretairs Walther zu danken. Von diesen sind sie als ein unbeachteter Theil des Nachlasses des Hrn. von Dalberg dem Untergang, der sie bedrohete, entrissen, zusammengestellt, und dem hiesigen Lyceum zur Bekanntmachung geschenkt worden.

Der Verleger, welcher die Herausgabe übernommen, beeifert sich um so mehr, dieses Denkmahl des verehrten Dichters dem gesammten Deutschland vorzulegen, als er darinnen nicht nur merkwürdige Belege zur Entwicklungsgeschichte des dramatischen Lebens und Strebens

Schillers, sondern auch Andeutungen zum tiefern Verständniß und zur künstlerischen Darstellung seiner Werke erkannte. Von der andern Seite wird die Erinnerung an einen edlen deutschen Mann, den Hrn. von Dalberg, an seine Unterstützung des vaterländischen Verdienstes durch Aufmerksamkeit, Handbiethung und leitendes Kunsturtheil, bey Veranlassung dieser Briefe lebhaft geweckt und geehrt werden *).

---

*) Convers. Lex. Theil 3. S. 12. „Wolfgang Heribert, Reichsfreyherr von Dalberg (vom Kaiser Leopold bey der Krönung zu Frankfurt i. J. 1791 zum ersten Reichsritter geschlagen), gest. in Mannheim am 27. Dec. 1806. in seinem 85. Jahre, ein warmer Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste. So lange die deutsche Gesellschaft in Mannheim noch blühte, war er ihr erster Präsident, und das Theater dieser Stadt, die Pflanzschule der ersten Schauspieler Deutschlands, eines Iffland, Beck, Beil und vieler anderer, dessen Intendant er bis zum Jahre 1803 war, verdankt ihm seine Stiftung und Erhaltung. Er ist als Schriftsteller und Dichter nicht minder vortheilhaft bekannt. Wir erinnern nur an seine Cora, ein Drama mit Gesängen, und an den Mönch von Carmel."

Über das Leben Schillers sind zwar manche schätzbare Beyträge schon mitgetheilt, aber zu einer befriedigenden Schilderung noch nicht hinreichend verbunden. Am wenigsten ist bisher über die Periode, die für ihn entscheidend wurde, über seinen Austritt aus seinem kleinern Vaterland in das größere, und über sein erstes öffentliches Hervortreten bekannt geworden. Wie belehrend aber genauere Nachrichten über diese Zeit eines jeden berühmt gewordenen Mannes sind, und welche tiefe Blicke sie in das ganze Getriebe von Ideen und Entschlüssen öffnen, aus welchen später herrliche Werke erwuchsen, zeigen unter andern die Briefe Joh. Müllers an Bonstetten, und die Geständnisse, womit Goethe in der Erzählung seines Jugendlebens seine Zeitgenossen erfreut. Möchte der Himmel auch Schillern vergönnt haben, auf der Mittagshöhe oder in dem reichen, stillern Abend des Lebens uns die Fügungen zu enthüllen, die ihm sein Genius durch Sternennacht und Sturmsnacht, durch Tageshelle und Tageshitze geführt hat!

Dann würde auch deutlich werden, aus welchen einzelnen Funken und Strahlen die Flamme sich erhub, welche Anfangs wild und rauschend, doch immer himmelwärts gerichtet, dann reiner und freyer aufloderte, und endlich in heiliger Klarheit jegliches Gemüth erquickte. Einigen Ersatz hiefür gewähren diese Briefe, welche in der Epoche, in der seine schriftstellerische Laufbahn sich entschied, und an den geschrieben sind, welcher ihr Richtung und Haltung gab. Aus ihnen wird erstlich die Entstehung oder Umbildung seiner ersten Schauspiele: der Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Don Carlos und der Zeitschrift Thalia klar; wobey manche, auch jetzt noch beherzigungswerthe Urtheile über theatralische Aufführung, besonders der beyden ersten Stücke, vorkommen. Sodann über den heimlichen Austritt Schillers aus den Diensten des Herzogs von Würtemberg, wodurch seine Schicksale einen ganz andern und glücklichen Schwung erhielten, und worüber bisher wenig bekannt war, und über seine nächstfolgenden Le-

bensverhältnisse findet man hier befriedigenden Aufschluß. Zum bessern Verständniß des Briefes, in welchem er dem Hrn. v. D. seine Flucht anzeigt, erlauben wir uns einiges aus dem Taschenbuche Minerva (Jahrgang 1816. Leipzig bey Gerh. Fleischer d. j.) anzuführen, in welchem der geistvolle und gelehrte Erklärer der Schaustellungen zu Schillers Gedichten fast alles, was die historische Einsicht der einzelnen Schauspiele erfordert, zusammengetragen hat. „Das Stück brachte bekanntlich dem Verf. zuerst mancherley Unlust und Verdruß. Des 14tägigen Arrests nicht zu gedenken, den das seltsame Geschöpf seinem Schöpfer zuzog, als er zur ersten Aufführung derselben nach Mannheim heimlich entschlüpft war, so brachte der muthwillige Ausfall, den Schiller seinem Spiegelberg in den Mund legt, das Wort, daß Graubünden das Athen der Gauner sey, ein heftiges Donnerwetter auf des Dichters Haupt. Die Graubündner forderten förmlich Genugthuung beym Herzog Carl. (Man sehe die von Armbruster bekannt

gemachten Actenstücke in der Berliner Monathschrift October 1805." *)

---

*) Diese Bemerkung ist nicht ganz richtig. Fr. Nicolai ist es, der in der neuen Berliner Monathschrift S. 286. ff. über die heimliche Entweichung Schillers mehrere Erläuterungen zusammengestellt hat. Erst eine Stelle von Schiller selbst aus dem deutschen Museum 1784. B. 2. S. 556. „Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland — . . . Mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, untersagte man mir in meinem Geburtsort, bey Strafe der Festung, zu schreiben. Mein Entschluß ist bekannt — ich verschweige das Übrige." Sodann eine Angabe der Ursachen einer solchen Behandlung. Nicht die Graubündner beschwerten sich bey dem Herzog Carl Eugen. Sondern von Bünden aus ward nur eine Apologie in den Hamburgischen Correspondenten eingerückt, und davon nahm ein niedrigdenkender Landsmann Schillers, ein gewisser Garten-Inspector Walter zu Ludwigsburg Anlaß, den Dichter beym Herzoge anzugeben. Dieser That rühmt er sich in Briefen an den Bündner Correspondenten, welche in Armbrusters Schwäbischem Museum Bd. 1. S. 225. abgedruckt sind, in deren einem er sich auf folgende Art äußert: „Ich hatte nicht sobald Ihre Apologie vor Bünden gelesen, so machte ich sogleich Anstalt, daß es auch

Jeder Unbefangene wird auch in diesen Briefen die fortschreitende Bildung und Veredlung des Schiller'schen Styls, die zunehmende Klarheit und Bestimmtheit der Gedanken, den wachsenden Muth und das steigende Selbstgefühl wahrnehmen, das ihn zu immer größern Werken begeisterte. Deßwegen sind auch Eigenheiten der Sprache und der Schreibart beym Abdruck sorgfältig beybehalten worden, wo sie wirklich als Eigenheiten und nicht als bloße Nachlässigkeit der eilenden Feder zu erkennen waren. Diese

---

mein Souverän bekam. Dieser verabscheute das Betragen sehr, ließ solchen vor sich rufen, weschte solchen über die Maßen, bedeutete ihm bey der größten Ungnad, niemahls weder Komödien noch sonst was zu schreiben! sondern allein bey seiner Medicin zu bleiben." Und an einer andern Stelle: „der Verfasser der Räuber — — ist desertirt und hat damit jedermänniglich gezeigt wer er ist." Der Verräther hoffte durch seine Angeberey sich das Bürgerrecht in Bünden zu gewinnen, aber in einem ebendaselbst abgedruckten, in sonderbarem Deutsch abgefaßten Beschluß wird ihm bloß zu einem künftigen „höflichen Danksagungsschreiben von Löblich großer Congressual-Versammlung" Hoffnung gemacht.

Gewissenhaftigkeit, die bey den alten Autoren als eine heilige Pflicht angesehen wird, möchte vielleicht Manchem überflüssig oder gar unangemessen vorkommen, weil Schiller selbst diese Briefe ganz anders stylisirt würde herausgegeben haben; uns jedoch schien sie unerläßlich, um dieses Denkmahl seiner reifenden Jünglingsjahre unberührt und ungeändert mitzutheilen. Hie und da mag ein Nahme unrichtig gedruckt seyn, weil er in der Handschrift undeutlich zu lesen war. Hingegen ist in dem Briefe der Nahme dessen, den Schiller wegen des ihm entwendeten Manuscripts in Verdacht hatte, absichtlich weggelassen worden, weil sich der Verdacht doch später als ungegründet erwies, und weil auch schon ein solcher Verdacht lastend ist für den Verkannten.

Carlsruhe, im Januar 1819.

Dr. M. Marx.

Reichsfrey Hochwohlgeborner,
insonders Hochzuvenerirender
Herr Geheime Rath.

Euer Excellenz haben die Bescheidenheit eines Schriftstellers durch die stolzen Prädikate, die Hochdieselbe mir in der schmeichelhaftesten Zuschrift beyzulegen beliebten, auf die schlüpfrigste Spitze gestellt, indem solche durch das Ansehen des Kenners, von dem sie stammen, beynahe das Gepräg der Unfehlbarkeit haben müßten, wenn ich solche für etwas anders als bloße Aufmunterung meiner Muse ansehen könnte. Mehr läßt mich die tiefste Überzeugung meiner Schwäche nicht denken, gewiß aber, wenn meine Kräfte jemahls an ein Meisterstück hinaufklettern können, so dank ich es Euer Excellenz wärmstem Beyfall allein, so dankt es Hochdenenselben auch die Welt. Ich habe schon seit mehreren Jahren das Glück gehabt, Euer Excellenz aus öffentlichen Blättern zu kennen, und schon damahls zog der Glanz des Mannheimer Theaters meine ganze Aufmerksamkeit an. Auch, gestehe ich, war es, seitdem ich einen dramatischen Genius nä-

her in mir fühle, ein Lieblingsgedanke, mich dereinst zu Mannheim, dem Paradies dieser Muse, zu etabliren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Würtemberg erschwert werden dürfte.

Der gütigste Vorschlag Euer Excellenz in Rücksicht auf meine Räuber und die noch in Zukunft zu verfertigenden Stücke ist mir unendlich wichtig, und dürfte zu seiner Zeitigung wohl eine genauere Kenntniß der Particular-Ökonomie von Euer Excellenz Theater, wie der Herren Schauspieler und dem non plus ultra der Theater-Mechanik, mit einem Wort einen lebendigen Augenschein erfordern, den ich aus dem Stutgardter Stadttheater niemahlen werde abstrahiren können, das noch im Stand der Minderjährigkeit ist. Leider setzen mich ökonomische Verfassungen außer Stand, viele Reisen zu machen, die ich jetzt um so freudiger und gewisser unternehmen würde, da ich noch einige fruchtbare Ideen für das Mannheimische Theater Euer Excellenz zu communiziren die Ehre haben möchte. Übrigens verharre ich zeitlebens

Euer Excellenz

ganz unterthänigster Diener
und wahrer Verehrer
D. Schiller,
Regiments-Medicus.

Stutgardt, den 17. August 1781.

Reichsfrey Hochwohlgeborner
insonders Hochzuvenerirender
Herr Geheimer Rath.

Nunmehr bin ich in den Stand gesetzt, ernstlich und mit Muße über die Theatralisirung meiner Räuber zu denken, und hoffe die ganze veränderte Auflage innerhalb 14 Tagen zu Stand zu bringen.

Weil mir schon vorher, ehe noch Euer Excellenz mich einer gütigsten Zuschrift gewürdigt hatten, von Hrn. Hofkammerrath Schwan gewisse Propositionen in Absicht auf dieses Schauspiel gemacht worden sind, so konnte ich nicht umhin, demselben die neuen Anträge Euer Excellenz zu wissen zu thun, und ihn, weil ich mich schon anfänglich etwas mit ihm eingelassen, deßhalb um Rath zu fragen. Ich bin so frey gewesen, Euer Excellenz in Beylagen seine Antwort zuzuschicken, woraus Hochdieselbe meine Verhältnisse mit ihm, und seine Meinung über den Punct zur Genüge abnehmen können. Ich befolge auch in so fern den freundschaftlichen Rath dieses Mannes, und ersuche Euer Excellenz unterthänig, mich mit einer näheren Erklärung über dieses und die zukünftig zu edirenden Schauspiele, wie Hochdieselbe es

damit gehalten zu haben wünschen, gütigst zu beehren, damit ich in den Stand gesetzt werde, dem Hofkammerrath eine entscheidende Antwort zu geben. Zwey Fragen unterstehe ich mich besonders zu bemerken:

1) Ob ich mit Euer Excellenz selbst zu tractiren die Ehre haben werde, und
2) Ob sich auch alle meine in Zukunft zu verfertigenden Schriften, sie seyen dramatisch oder nicht, unter gleichen Bedingungen darunter befinden?

Noch bin ich frey und ungebunden, und werde es für ein ausnehmendes Glück schätzen, mich Euer Excellenz wärmster Literatur-Liebe mit allem was ich bin zu eigen zu machen.

Mehreres wünsche ich Hochdenenselben persönlich sagen zu dürfen, auf welchen Augenblick ich mir auch das Vergnügen vorbehalte, mit der feurigsten Verehrung zu versichern, daß ich stolz bin zu seyn meines

Reichsfrey Hochwohlgebornen
Hochzuvenerirenden Hrn. Geheimde Raths

unterthänig ergebenster
Schiller.

(Beylage.)

Mannheim, den 11. August 1781.

Mein werthester Freund.

Bey meiner Freundschaft denke ich nie an den Kaufmann. Ich liebe und ehre den Mann und die Sache um des Mannes und der Sache willen, ohne die mindeste Absicht auf Interesse. Dieß ist nun auch der Fall zwischen uns beyden. Hören Sie deßhalb, was ich Ihnen als Freund rathe. Ohne sich gleich anfangs die Hände zu binden, lassen Sie sich einmahl Vorschläge von dem Herrn von Dalberg thun. Sie können ihm dabey nicht undeutlich zu verstehen geben, wie Sie gegen mich gesinnt sind. Vielleicht macht man Ihnen Vortheile, die ich Ihnen nicht machen könnte, und dann würde ich Ihnen selbst rathen, dort zu entriren. Nur lassen Sie sich mit niemand anders, wer es auch sey, ein, als unmittelbar mit dem Herrn von Dalberg selbst. Er ist ein rechtschaffener braver Herr, um den es mir leid thut, daß er sich mit gewissen Leuten eingelassen hat, von denen, wenn aus zweyen Übeln eins gewählt werden muß, ich lieber wünsche, daß sie meine Feinde, als daß sie meine Freunde seyen. Wenigstens hätte ich von den letztern weniger Ehre. Ich

war der erste, der den Hrn. von Dalberg mit den Räubern bekannt machte. Voller Enthusiasmus lief ich gleich zu ihm, als ich von Ihnen die ersten sieben Bogen erhielt, und las sie ihm brühwarm vor, und es reut mich nicht, Sie mit diesem Manne bekannt gemacht zu haben, der eben so viel durch seine eigene Verdienste, als durch seinen Stand der pfälzischen Literatur Ehre macht, und den ich eben so sehr schätze, als er mich, von übeln Rathgebern geleitet, seit einiger Zeit verkennt. Ohne ihn würde unser hiesiges Theater schon längst nicht mehr seyn, was es ist, und da er reich genug ist, um aus Liebe zum Guten einigen Verlust von seinen eigenen Mitteln nicht zu achten, so wird er auch den Schaden, den er am Ende bey dem ihm zum Nutzen der Theatercasse von dem Herrn Professor Klein vorgeschlagenen eigenen Verlag der für die hiesige Bühne bearbeiteten Schauspiele sicher leiden muß, leicht verschmerzen. Doch das geht Sie, mein Freund, nichts an; wenn Sie gut und richtig bezahlt werden, woran Sie, sobald Sie mit Hrn. von Dalberg selbst zu thun haben, nicht zweifeln dürfen, so bekümmert Sie das Übrige wenig. Daß Ihre Arbeiten nicht bekannt werden sollten, weil Sie keinen Buchhändler zum Verleger haben, daran zweifeln Sie nicht. Es wird gleich aller Orten Nachdrücke genug geben; denn so sehr

auch solide Handlungen gegen den unerlaubten Nachdruck eifern, so ist es doch einmahl bey der Buchhandlung als ein Grundsatz angenommen, daß man Recht und Befugniß habe, alles nachzudrucken, was nicht von Buchhändlern selbst verlegt worden ist. Freylich wird das nun dem Hrn. von Dalberg oder vielmehr seinem Verleger nicht schmecken; aber das ist nun nicht anders; jeder bleibe bey seinem Beruf. Ich für mein Theil werde mich freylich nie damit abgeben; aber es gibt andere genug, die das thun. Ist mir doch die Agnes Bernauerinn, wovon ich die ganze Auflage an mich gekauft, an drey Orten nachgedruckt worden, und ich mußte bey jedem die Entschuldigung gelten lassen, daß kein Nahme eines Buchhändlers als Verleger auf dem Titel stehe, und es also res nullius sey. Doch was unterhalte ich Sie mit allen den Sachen, verzeihen Sie dem Buchhändler diese Ausschweifung. Das Ihnen durch den Postwagen übersandte durchschossene Exemplar der Räuber, nebst meinen Anmerkungen, werden Sie erhalten haben. Ich bitte Sie nochmahls, es für nichts als Anmerkungen anzusehen. Gestern erhielt ich einen Brief vom Director der Regensburger Schaubühne: der hat auch schon angefangen, das Stück fürs Regensburger Theater zu bearbeiten.

„Ich werde aber, schreibt er, damit warten, „bis Sie mir die veränderte Ausgabe, wozu, wie „Sie mir schreiben, der Verfasser selbst Hoffnung „macht, schicken, um zu sehen, wie weit ich von „der Meinung des Verfassers abgewichen, oder ent„fernt bin.“ —

Ich hielt mich im vorigen Monathe 10 Tage bey meinem alten Freunde, dem Reichshofrathe von Berberich, auf seinem Landhause in Dieburg auf. Dieser Herr ist Intendant von der Regensburger Schaubühne. Auch da las ich die Räuber vor, und die ganze Gesellschaft wünschte dieß Stück aufgeführt zu sehen. Daher der Einfall des Director Schopf es zu bearbeiten. Er wird aber nun damit zurückhalten.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mein Freund, so wie ich aufrichtig bin der Ihrige

C. F. Schwan.

---

Stutgardt, den 6. October 1781.

Hier erscheint endlich der verlorne Sohn, oder die umgeschmolzenen Räuber. Freylich habe ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsetzte, Wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Ver-

änderungen, mich gänzlich zu entschuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhr-Epidemie in meinem Regiments-Lazareth mich von meinen otiis poëticis sehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geists und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja selbst ein Meisterstück schaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmahls unterziehen. — Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stücks schon nothwendig wurzeln, hier mußte ich an sich gute Züge den Gränzen der Bühne, dem Eigensinn des Parterre, dem Unverstand der Gallerie, oder sonst leidigen Conventionen aufopfern, und einem so durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt seyn können, daß es, wie in der Natur, so auf der Bühne, für Eine Idee, Eine Empfindung, auch nur Einen Ausdruck, Ein Colorit gibt. Eine Veränderung, die ich in einem Charakterzug vornehme, gibt oft dem ganzen Charakter, und folglich auch seinen Handlungen und der auf diesen Handlungen ruhenden Mechanik des Stücks eine andere Wendung. Also Herrmann. Wiederum stehen die Räuber im Original unter sich in lebhaftem Contrast, und gewiß

wird ein jeder Mühe haben, vier oder fünf Räuber contrastiren zu lassen, ohne in einem von ihnen gegen die Delikatesse des Schauplatzes anzurennen. Als ich es anfangs dachte, und den Plan davon bey mir entwarf, dacht' ich mir die theatralische Darstellung hinweg. Daher kam's, daß Franz als ein räsonnirender Bösewicht angelegt worden; eine Anlage, die, so gewiß sie den denkenden Leser befriedigen wird, so gewiß den Zuschauer, der vor sich nicht philosophirt, sondern gehandelt haben will, ermüden und verdrießen muß. In der veränderten Auflage konnte ich diesen Grundriß nicht übern Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen Ökonomie des Stücks einen Stoß zu geben; ich sehe also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraus, daß Franz, wenn er nun auf der Bühne erscheinen wird, die Rolle nicht spielen werde, die er beym Lesen gespielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuschauer an den feinen Nuancen vorüberreißt, und ihn also um wenigstens den dritten Theil des ganzen Charakters bringt. Der Räuber Moor, wenn er, wie ich zum voraus versicherte, seinen Mann unter den H. H. Schauspielern findet, dürfte auf dem Schauplatz Epoche machen; einige wenige Speculationen, die aber auch als un-

entbehrliche Farben in dem ganzen Gemählde spielen, weggerechnet, ist er ganz Handlung, ganz anschauliches Leben.

Spiegelberg, Schweizer, Herrmann rc. sind im eigentlichen Verstande Menschen für den Schauplatz, weniger Amalia und der Vater.

Ich habe schriftliche, mündliche und gedruckte Recensionen zu benutzen gesucht. Man hat mehr von mir gefordert, als ich leisten konnte, denn nur dem Verfasser eines Stückes, zumahl wenn er selbst noch Verbesserer wird, zeigt sich das non plus ultra vollkommen. Die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu, und, meiner Meinung nach, das ganze Stück werth.

Darunter gehören: Herrmanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, seine Scene mit diesem, die in der ersten Ausarbeitung (nach dem vollkommnen Sinn meiner Erfurter Recensenten) gänzlich und sehr unglücklich vergessen worden. Doch hat mein Recensent den Ausgang dieser Unterhandlung anders erwartet, aber ich bin überzeugt, mit weniger Gründen, als ich ihn, so wie er jetzt ist, für Recht hielt. Seine Scene mit Amalien im Garten ist um einen Act zurückgesetzt worden, und meine guten Freunde sagen, daß ich im ganzen Stück keinen bessern Act dazu hätte wählen können, als

diesen, keine bessere Zeit, als einige Augenblicke vor Moors Scene mit Amalien. Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu ist etwas seltsam. Eine Scene, wie seine Verurtheilung im fünften Act, ist meines Wissens auf keinem Schauplatz erlebt, eben so wenig als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Katastrophe des Stücks däucht mich nun die Krone desselben zu seyn. Moor spielt seine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergessen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen ist. Wenn das Stück zu groß seyn sollte, so steht es in der Willkühr des Theaters, Räsonnements abzukürzen oder hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber dawider protestire ich höflich, daß beym Drucken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmele. — In Absicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie mir nur die unmaßgebliche Bemerkung: sie ist in der Natur eine Kleinigkeit, niemahls auf der Bühne. Meines Räubers Moors Geschmack darin wird nicht schwer zu treffen seyn, doch bin ich auch

auf diese Kleinigkeit äußerst begierig, wenn ich so glücklich bin Zeuge der Vorstellung zu seyn.

Einen Busch trägt er auf dem Hut, denn dieses kommt nahmentlich im Stück vor, zu der Zeit, da er sein Amt niederlegt. Ich gäbe ihm auch einen Stock zu. Seine Kleidung müßte immer edel ohne Zierung, nachläßig ohne leichtsinnig seyn.

Ein vortrefflicher junger Componist arbeitet wirklich an einer Symphonie für meinen verlornen Sohn; ich weiß, daß sie meisterlich wird. Sobald sie fertig ist, bin ich so frey, sie Ihnen zu offeriren.

Nun entschuldigen Sie auch die ungleiche Handschrift, das uncorrecte der Schreibart. Ich eilte, Ihnen das Stück zu schicken, und darum zweyerley Hand, und darum nahm ich mir auch nicht Zeit, dasselbe zu corrigiren. Mein Copist hat, nach Gewohnheit aller besser wissenwollenden Schreiber, die Orthographie oft erbärmlich mißhandelt. Schließlich empfehle ich mich und meine Arbeit der Nachsicht eines verehrungswürdigen

Kenners

Dr. Schiller,

R. Medicus.

Stutgardt, den 3. November 1781.

Die mit höchster Begierde erwartete Antwort und Kritik meines verlornen Sohns habe ich richtig erhalten, und bedaure nur, daß die Verzögerung derselben ihren Grund in einer Krankheit gehabt hat, wovon ich E. E. von Herzen befreyt wünsche. Das, was Ihnen darin tadelswerth geschienen, konnte ich freylich selbsten nicht so leicht finden, weil mir sowohl gewisse Theaterbeziehungen unbekannt sind, als auch das Stück selbst in einer allzugroßen Nähe steht, daß der kritische Verstand, der sein Object nothwendig in perspectivischer Entfernung gestellt haben muß, über viele Nüancen hinweggleitet. Dieß Einzige kam mir befremdlich für, daß E. E. die poetische Seite des Stücks in der Umarbeitung ungern vermissen, welche meinem Bedünken nach jederzeit mit Vortheil von einem Theaterstück wegbleiben kann.

Das günstige Urtheil über die Verdammung Franzens ist mir um so angenehmer, da ich es weniger bey diesem Falle, als etwa bey der Ermordung Amaliens und ihrer Situation mit dem Räuber im 4. Acte erwartet hätte. Theatralisch mag es immerhin von der auffallendsten Wirkung seyn. Daß E. E. die Amalia lieber erschießen

als erstechen lassen wollen, gefällt mir ungemein, und ich willige mit Vergnügen in diese Veränderung. Der Effect muß erstaunlich seyn, und kömmt mir auch räubermäßiger vor. Was sonstige Abänderungen betrifft, so stelle ich es dem Gutbefinden E. E. anheim damit zu schalten und zu walten, wie Sie wollen. Freylich wünschte ich zuweilen auch ein Wort zur Beleuchtung gewisser Stellen sprechen zu dürfen.

Wenn ich Ihnen auf die Frage: ob das Stück nicht mit Vortheil in spätere Zeiten zurückgeschoben werden könnte, meine unmaßgebliche Meinung sagen darf, so gestehe ich, ich wünschte diese Veränderung nicht. Alle Charaktere sind zu aufgeklärt, zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde. Doch meine Meinung ist vielleicht zu einseitig, und soll auch nicht binden. Sonst wüßte ich nichts zur Legitimation meiner Umarbeitung hinzu zu setzen, wenigstens nichts, was sich leicht in die Gränzen eines Briefes einschränken ließ. Lebendiger und anschauender wäre vielleicht öfters meine Rechtfertigung bey einzelnen Passagen selbst, denn ich erinnere mich noch wohl, daß es mich hie und da eine kleine Anstrengung gekostet hat, so und nicht anders zu handeln. Übrigens unterwerfe ich

meine Arbeit gänzlich dem Urtheil der Kenner, und habe also zu der Kritik des Vornehmsten unter diesen kein Wort hinzu zu setzen.

E. E.

ganz unterthänigster
Dr. Schiller.

---

Stutgardt, den 12. December 1781.

Mit der von E. Excellenz in Rücksicht auf den Verlag meines Schauspiels getroffenen Veränderung bin ich vollkommen zufrieden, besonders da ich sehe, daß durch dieselbe zwey von sich sehr verschieden gewesene Interessen vereinigt worden sind, ohne jedoch, wie ich hoffe, die Folgen und den Succeß meines Schauspiels zu unterdrücken. E. E. berühren einige sehr wichtige Veränderungen, die meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat, und ich finde diese Sache in Ansehung meiner wichtig genug etwas weitläufig dabey zu seyn. Gleich anfangs gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurücksetzung der Geschichte meines Stücks in die Epoche des gestifteten Landfriedens und unterdrückten Faustrechts — die ganze dadurch wohlerrungene neue Anlage des Schauspiels für unendlich besser als die Meinige halte, und halten muß, wenn ich viel-

leicht dadurch mein ganzes Schauspiel verlieren sollte. Allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in unserm hellen Jahrhundert, bey unserer abgeschliffenen Polizey und Bestimmtheit der Gesetze eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schooß der Gesetze entstehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht stehen konnte, allerdings ist dieser Vorwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu sagen, als die Freyheit der Dichtkunst, die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit, und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erheben zu dürfen. Diese Entschuldigung befriedigt allerdings die Größe des Gegentheils nicht. Wenn ich aber E. E. dieses zugebe, (und ich gebe es mit Wahrheit und ungeheuchelter Überzeugung zu) was wird folgen? — Gewiß nichts anders, als daß mein Schauspiel einen großen Fehler bey der Geburt bekommen, einen eigentlichen angebornen Fehler, den die Hand der feinsten Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird — einen Fehler, den es, wenn ich so sagen darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in sein Grundwesen verflochten ist, und nicht ohne Destruction des Ganzen aufgehoben werden kann. Ich will mich E. E. näher zu erklären wagen.

I. Sprechen alle meine Personen zu modern,

zu aufgeklärt für die damahlige Zeit. Der Dialog ist gar nicht derselbe. Die Simplicität, die uns der Verfasser des Götz von Berlichingen so lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Charaktere sogar sind aus dem Schooß unserer gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianischen Alter. Mit einem Wort, es ging dem Stück wie einem Holzstich, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten schöne Husarenstiefel, und der König Agamemnon führte ein Paar Pistolen in seinem Halfter. Ich beging ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs des Zweyten auszuweichen.

II. Meine ganze Episode mit Amaliens Liebe spielte gegen die einfache Ritterliebe der damahligen Zeit einen abscheulichen Contrast. Amalia müßte schlechterdings in ein Ritterfräulein umgeschmolzen werden, und Sie sehen von selbsten, dieser Charakter, diese Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrscht, ist in das ganze Gemählde des Räubers Moor, ja in das ganze Stück so tief und allgemein hinein colorirt, daß man das ganze Gemählde übermahlen muß um es auszulöschen. So verhält es sich auch mit dem ganzen Charakter Franzens, diesem speculativischen Bösewicht, diesem metaphy-

sisch-spitzfündischen Schurken. Ich glaube mit einem Wort sagen zu können, diese Versetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größten Glanz und die höchste Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es schon angelegt und vollendet ist, zu einem fehlervollen und anstößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. Verzeihen E. E. dem Vater diese eifrige Fürsprache für sein Kind. Es sind nur Worte, und allerdings kann jedwedes Theater mit den Schauspielen anfangen was es will, der Autor muß sichs gefallen lassen, und ein Glück ist es für den Verfasser der Räuber, daß er in die besten Hände gefallen ist. Dieses einige werd ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der ersten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme.

Die zwote Hauptveränderung mit der Ermordung Amaliens interessirte mich fast noch mehr. Glauben mir E. E., es war dieses derjenige Theil meines Schauspiels, der mich am meisten Anstrengung und Überlegung gekostet hat, davon das Resultat kein anderes war, als dieses, daß Moor seine Amalie ermorden muß, und daß dieses eine positive Schönheit seines Charakters ist, der einerseits den feurigsten Liebhaber, andernseits den

Banditen-Führer mit dem lebhaftesten Colorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung dieser Rolle in keinem Briefe erschöpfen. Übrigens sind die wenigen Worte, darin E. E. in Ihrem Briefe Meldung gethan, fürtrefflich, und der ganzen Situation werth. Ich würde stolz darauf seyn, sie gemacht zu haben. Da mir Hr. Schwan auch schreibt, das Stück würde mit der Musik und den unentbehrlichsten Pausen gegen fünf Stunden spielen, eine zu lange Zeit für ein Stück! so wird eine zweyte Beschneidung an demselben vorgenommen werden müssen. Ich wünschte nicht, daß jemand anders, als ich, sich dieser Arbeit unterzöge, und ich selbst kann es nicht ohne die Anschauung einer Probe, oder der ersten Vorstellung selbst.

Wenn es möglich wäre, daß E. E. die Generalprobe des Stücks wenigstens zwischen dem 20—30. dieses Monaths zu Stande brächten, und mir die wichtigsten Unkosten einer Reise zu Ihnen vergüteten, so hoffte ich in etlichen Tagen das Interesse des Theaters und das meinige vereinigen, und dem Stück die theatralische Rundung geben zu können, die sich nicht ohne wirkliche Gegenwart bey der Aufführung geben läßt. Über dieses bät ich mir dieser Tage einen gütigsten Aufschluß aus, so würde ich

mich auf den Fall vorzusehen wissen. Herr Schwan schreibt mir, daß ein Baron von Gemmingen sich die Mühe genommen, und meinem Stück die Ehre gegeben hätte, es vorzulesen. Ich höre auch, daß dieser Herr von Gemmingen Verfasser des deutschen Hausvaters sey. Ich wünschte die Ehre zu haben, diesen Mann zu versichern, daß ich eben diesen Hausvater ungemein gut gefunden, und einen vortrefflichen Mann und sehr schönen Geist darin bewundert habe. Doch was liegt dem Verfasser des deutschen Hausvaters an dem Geschwätz eines jungen Kandidaten? — Übrigens, wenn ich je das Glück habe, einem von Dalberg zu Mannheim meine Wärme und Verehrung zu bezeigen, so will ich mich auch in die Arme jenes drängen, und ihm sagen, wie lieb mir solche Seelen sind, wie Dalberg und Gemmingen.

Den Gedanken mit dem kleinen Avertissement vor Aufführung des Stücks finde ich fürtrefflich, und sende daher E. E. in Beylage einen Versuch. Übrigens habe ich die Ehre mit vollkommener Achtung zu ersterben

Euer Excellenz

ganz unterthäniger

Schiller.

(Beylage.)

## Die Räuber,

### ein Schauspiel.

Das Gemählde einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz — rissen ihn von Laster zu Laster — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greul auf Greul häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben. — Einen heuchlerischen heimtückischen Schleicher wird man entlarvt erblicken, und gesprengt sehen in seinen eigenen Minen. Einen allzuschwachen nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die Schmerzen schwärmerischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft. Hier wird man auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken,

Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. Der Zuschauer weine heute vor unserer Bühne — und schaudere — und lerne seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen, der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absichten und Gerichte brauche, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

---

Stutgardt, den 25. December 1781.

Ew. Excellenz haben mich in Ihrem letzten Brief scharfsinnig genug nach Haus geschickt, daß ich schweigen und abwarten muß. Scheinbar wenigstens sind Ihre ausgedachten Gründe im höchsten Grade, besonders die aristotelische Philosophie und der sophistische Geist des damahligen Jahrhunderts in Absicht auf meinen Franz, daß ich selbst bald Ihrer Meinung bin. Doch müßte man dem Leser und Zuschauer in Absicht auf dieses einen kurzen Aufschluß in Dialogen selbsten geben. Was die Amalia betrifft, so glaube ich, kommt sehr viel darauf an, wie solche gespielt wird, das Unschuldige

Einfache des Betragens amalgamirt sich dann mit dem Text, und bildet daraus einen Haupteindruck, der nicht anders als vortheilhaft seyn muß. — Auf meinen R. Moor bin ich im höchsten Grade begierig, und von Hrn. Bök, der ihn ja vorstellen soll, höre ich nichts, als Gutes. Ich freue mich wirklich darauf wie ein Kind.

Ich glaube meine ganze dramatische Welt wird dabey aufwachen, und im Ganzen einen größeren Schwung geben, denn es ist das erste Mahl in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges hören werde.

Für das gütigste Anerbiethen einer Reiseunkostenvergütung dank ich gehorsamst, und es soll mir dazu dienen und mich antreiben, irgend ein Verdienst um die Mannheimer Schaubühne zu erwerben.

Daß E. E. mit meinem Avertissement zufrieden sind, freut mich ungemein, und ich hoffe, daß auch dieses etwas zur besseren Aufnahme beytragen wird.

In Hoffnung einer baldigen Gelegenheit E. E. dasjenige mündlich sagen zu können, was ich Ihnen schuldig zu seyn fühle, habe ich die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu verharren

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Dr. Schiller.

(Beylage.)

Stutgardt, den 30. December 1781.

Theuerster Freund.

Eine verdrießliche Sache scheint zwischen meine Hoffnung, die Räuber aufführen zu sehen, zu treten. Hr. von Dalberg schreibt, daß solche den 10. oder 12., und Sie, daß sie den 8. schon können gegeben werden. Nun ist den 10. Januar das Geburtsfest der Gräfinn von Hohenheim, von welchem niemand, der vom Militärstand ist, oder sonstige Verhältnisse gegen den Herzog hat, wegbleiben darf, da es in aller Solennität vollzogen werden soll. Sollte mein Stück also vor dem 10. oder am 10. selbst vorgestellt werden, so geht es für mich verloren. Geschieht es aber den 12. oder noch später, so habe ich die beste Hoffnung. Dieses wollte ich Ihnen nur zu wissen thun, damit Sie die Freundschaft gegen mich hätten, mich bey Zeit bestimmter zu avertiren, sonst aber in Mannheim selbst so viel als möglich von meiner Dahinreise zu schweigen, und auch den Herrn von Dalberg und sonstige dieser Sache kundige Personen um das nehmliche zu bitten, weil ich vielleicht ge-

nöthiget seyn könnte, von diesem Stillschweigen Gebrauch zu machen.

Wäre es nicht möglich — doch diese Forderung ist für mich zu eitel — die Vorstellung des Stücks zwey bis drey Tage zu verzögern, da im Ganzen eben derselbe Effect herauskommt?

In Hoffnung einer baldigen Befriedigung meiner Bitte empfehle ich mich Ihrer Liebe und Freundschaft.

Ihr aufrichtiger
F. Schiller.

S. T. Herrn
Hofkammerrath Schwan
zu
Mannheim.

---

Stutgardt, den 17. Januar 1782.

Ich wiederhohle hier schriftlich die wärmsten Danksagungen für die von E. E. empfangene Höflichkeit und Gnade für die Aufmerksamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre und den Pomp, dessen Sie mein Stück gewürdigt, und für alles, wodurch E. E. die kleinen Vollkommenheiten desselben erhoben, und seine Schwäche mit dem größten Aufwand der theatralischen Kunst zu bedecken gewußt haben. Mein kurzer Aufenthalt in

Mannheim verstattete mir nicht ins Detail meines Stücks und seiner Vorstellung zu gehen, und weil ich nicht alles sagen konnte, weil mir die Zeit zu sparsam dazu abgewogen, und mein Incognito zu streng war, so hielte ich es für besser, noch gar nichts zu sagen. Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.

E. E. werden mir erlauben, wenn ich die Vorstellung der Räuber zu Mannheim nach meinen dabey angestellten Beobachtungen weitläufig zergliedere und in einer Abhandlung über das Schauspiel öffentlich der Welt bekannt mache. Ich werde hier die drey trefflichen Spieler, Hrn. Iffland, Hrn. Bök und Hrn. Beil vorzüglich zu charakterisiren suchen, nehmlich in so weit ich aus den Rollen, die sie spielten, auf sie schließen darf. Ich werde mir die Freyheit nehmen über die Gränzen des Dichters und Spielers zu reden, und in einige Situationen mehreres Licht auf meinen eigenen Text werfen, wo ich glaube, daß er auf eine andere Art, als ich mir dachte, begriffen worden. Auf diese Abhandlung also, die nächstens fertig werden, und E. E. zugeschickt werden soll, berufe ich mich

und breche ab, mit der einzigen Vorerklärung, daß ich als Verfasser des Stücks unstreitig ein parteyischer und vielleicht allzustrenger Richter bin. Dieses einige gestehe ich E. E., daß die Rolle Franzens, die ich für die schwerste erkenne, als solche über meine Erwartung (welche nicht gering war), in den wichtigsten Puncten vortrefflich gelang. Auch die Rolle der Amalia gewann durch die Vorstellung mehr, als im Lesen. Bis dahin empfehle ich meine geringe Person in die Nachsicht E. E., und habe die Gnade mit der vollkommenen Verehrung zu verharren

Euer Excellenz

ganz unterthäniger Diener

Schiller.

---

Stutgardt, den 1. April 1782.

Die Aufmunterung, womit E. E. meine dramatische Muse zu erwecken suchen, ist im höchsten Grade schmeichelhaft für mich, und ist mir einiger Maßen ein sicherer Bürge, daß die erste Probe, die ich Ihnen gegeben, Ihren unschätzbaren Beyfall hat. Ich würde die Unwahrheit reden, wenn ich meine immer wachsende Neigung zum Drama verläugnete, die einen großen Theil meiner Glückseligkeit auf dieser Welt ausmachen soll, und doch

habe ich vor Verfluß eines halben Jahrs wenig Hoffnung sie befriedigen zu können. Meine gegenwärtige Lage nöthiget mich den Gradum eines Doctors der Medicin in der hiesigen Carls-Universität anzunehmen, und zu diesem Ende muß ich eine medicinische Dissertation schreiben, und das Gebieth meiner Handwerkswissenschaft noch einmahl zurückstreifen. Freylich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trocknen terminologischen Kunst machen müssen; allein was seyn muß, zieht nicht erst die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muse um so feuriger, je länger ich von ihr geschieden war, vielleicht finde ich dann im Schooß der schönen Kunst eine süße Indemnisation für den facultistischen Schweiß. Ich zweifle nicht, daß ich zu Ende dieses Jahrs die Verschwörung zu Genua vollendet sehe, woran ich schon einen großen Theil vorausgearbeitet habe. Darf ich bey dieser Gelegenheit so kühn seyn, E. E. an das ehemahlige Versprechen zu erinnern, mir ein interessantes deutsches Thema zu einem National-Schauspiel zu verschaffen?

An den Götz von Berlichingen habe ich mich noch nicht gewagt, weil ich besorgte, der Verfasser möchte sich dadurch beleidigt finden. Wenn E. E.

durch Ihr Ansehen, und persönliche Bekanntschaft mit Goethen mir vollkommene Freyheit hierin verschaffen könnten, so würde ich, während meiner medicinischen Beschäftigungen, in der Umarbeitung dieses Stücks die angenehmste Erhohlung finden.

Die versprochene Kritik über die Vorstellung meiner Räuber erspare ich auf diejenige Zeit, wenn ich mehrere Pieçen aufführen gesehen habe, welches, wie ich hoffe, dieses Jahr noch geschehen soll. Unterdessen habe ich irgendwo in einem vaterländischen Journal einige Worte davon gesagt. Ich empfehle mich in E. E. fernere Gnade und Gewogenheit, und habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu verharren

Euer Excellenz

ganz unterthäniger Diener

Schiller.

---

Stutgardt, den 24. May 1782.

Ich bin so dreist, E. E. um die Erfüllung meines Wunsches zu ersuchen, welche zu den großen und vielen Verbindlichkeiten, die ich Ihnen jetzt schon schuldig bin, eine neue hinzufügen wird. Das ungeduldige Verlangen mein Schauspiel zum zweyten Mahl aufführen zu sehen, und die dazu kom=

mende Abwesenheit meines Herrn veranlaßten mich und einige Freunde und Dames, die eben so voll Begierde, wie ich, sind, die Räuber auf Dalbergs Bühne zu sehen, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen, welche morgen schon vor sich gehen wird. Da das nun der Hauptzweck unserer Reise ist, und mir überhaupt an einem vollkommeneren Genusse meines Schauspiels unendlich viel liegt, ich auch mit desto größerem Vortheil bey meinem wirklich unter Handen habenden Stück zu Werk gehen würde, so wäre meine sehnlichste Bitte an E. E., mir bis Dienstag den 28. d. M. zu dieser Freude zu verhelfen. Da ein Wink von Ihnen das ganze Rad treibt, und ich übrigens von der Gefälligkeit der Hrn. Schauspieler diese Freundschaft für mich erwarten kann, und versichert bin, daß sie mir gern dieses Vergnügen machen, so schmeichle ich mir, nicht umsonst zu reisen, denn ich reise doch nur deßwegen. Jetzt erst würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorstellung verlieren, und mit vollen Zügen an diesem Anblick mich weiden können! —

Wenn es nur irgend möglich ist, daß die Vorstellung bewerkstelligt werden kann, so fodere ich die gnädigen Gesinnungen Euer Excellenz gegen mich zur Ausführung dieses Vorhabens auf. Ich kann mich nicht länger als bis Dienstag Nachts

zu Mannheim verweilen, werde also im Ganzen zweyen Schauspielen beywohnen können. Wie glücklich wäre ich, wenn meine Räuber eins davon seyn könnten! — Ich muß gestehen, daß ich mich auf die erste Vorstellung nicht mehr gefreut habe, als froh ich jetzt die zweyte erwarte.

Wegen dieser zudringlichen Bitte bäte ich E. E. um Verzeihung, und das Vergnügen der Aussicht, wodurch ich begeistert war, möge für dießmahl meine Entschuldigung seyn, der ich die Gnade mit aller Hochachtung mich zu nennen

Euer Excellenz

unterthäniger Diener

F. Schiller.

---

Stutgardt, den 4. Juny 1782.

Ich habe das Vergnügen, das ich zu Mannheim in vollen Zügen genoß, seit meiner Hieherkunft durch die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat E. E. für so viele Achtung und Höflichkeit meine wärmste Danksagung zu bezeigen. Und noch bereue ich beynahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich, durch einen höchstwidrigen Contrast meines Vaterlands mit Mann-

heim, schon so weit verleidet hat, daß mir Stutgardt und alle schwäbische Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald niemand seyn, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beydes nur — eine Aussicht.

Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß wie schnell sich Ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffordern; ich weiß, wie stark Ihr Muth ist eine schöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebethet werden, haben es mir mit Enthusiasmus vorhergesagt, aber es war dieser Versicherung nicht nöthig; ich habe selbst da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit mehr gelesen. Dieses macht mich nun auch so dreist mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schicksal in Ihre Hände zu liefern, und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmacks werde ich niemahls gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden.

Brauch ich mehr zu sagen als dieses, um von Dalberg alle Unterstützung zu erwarten? —

E. E. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruck, der Ihren Verspruch versiegelte, ewig fühlen; wenn Euer Excellenz diese drey Ideen goutiren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg.

Und nun wiederhohle ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnten E. E. in das Innere meines Gemüths sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja, ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwey Briefe an den Herzog geschehen kann.

Nochmahls werfe ich mich in Ihre Arme, und wünsche nichts anders, als bald, sehr bald, Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer persönlichen Dienstleistung die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich und alles, was ich bin, für Sie aufzuopfern wünsche.

E. E.

unterthäniger

Schiller.

(Beylage.)

Sie schienen weniger Schwierigkeit in der Art mich zu employren, als in dem Mittel mich von hier weg zu bekommen zu finden. Jenes steht ohnehin ganz bey Ihnen allein – zu diesem könnten Ihnen vielleicht folgende Ideen dienen:

1) Da im Ganzen genommen das Fach der Mediciner bey uns so sehr übersetzt ist, daß man froh ist, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen andern gemacht wird, so kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der sich nicht trotzen lassen will, mit guter Art den Schein gibt, als geschehe es ganz durch seine willkührliche Gewalt, als wär es sein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden E. E. ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir schreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch diese Vocation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Producte von entschiedenen Kennern ge-

schätzt und gesucht. Dieses ist der Passe par tout beym Herzog.

2) Wünschte ich (und auch meinetwegen) sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beym National-Theater zu Mannheim auf einen gewissen beliebigen Termin festsetzen, (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann,) nach dessen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehörte. So sieht es mehr einer Reise, als einer völligen Entschwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf,) gleich, und fällt auch so hort nicht auf. Wenn ich nur einmahl hinweg bin, man wird froh seyn, wenn ich selbst nicht mehr anmahne.

3) Würde es höchst nothwendig seyn zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden sollten, zu Mannheim zu prakticiren und meine medicinische Übungen da fortzusetzen. Dieser Artikel ist vorzüglich nöthig, damit man mich nicht, unter dem Vorwand für mein Wohl zu sorgen cujonire, und weniger fortlasse.

---

Stutgardt, den 15. July 1782.

Mein langes Stillschweigen wird mir bey E. E. beynahe den Vorwurf der Indiscretion zugezogen haben, weil ich es nicht nur anstehen ließ, Hoch-

dero letzten gnädigen Brief zu beantworten, sondern auch die zwey bewußte Bücher so lang zurückbehielt. Beydes wurde durch eine verdrießliche Geschichte, die ich hier hatte, verzögert. E. E. werden ohne Zweifel nicht wenig Verwunderung bezeigen, wenn ich Ihnen sage, daß ich wegen meiner letzten Hinreise zu Ihnen 14 Tage in Arrest gesperrt wurde. Alles wurde meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich habe deßwegen eine persönliche Unterredung mit Ihm gehabt.

Wenn E. E. glauben, daß sich meine Aussichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen lassen, so wäre meine einzige Bitte, solche zu beschleunigen. Warum ich dieses jetzt doppelt wünsche, hat eine Ursach, die ich keinem Brief anvertrauen darf. Dieses einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monathen, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemahls bey Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen seyn, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben. Mein Trauerspiel, die Verschwörung des Fiesko zu Genua, wird bis in die Mitte des Augusts fertig, und fähig seyn E. E. zur Prüfung vorgelegt zu werden.

Die Geschichte des Spaniers Dom Carlos ver-

dient allerdings den Pinsel eines Dramatikers, und ist vielleicht eines von den nächsten Sujets, das ich bearbeiten werde.

Wagners Kindsmörderinn hat rührende Situationen und interessante Züge. Doch erhebt sie sich über den Grad der Mittelmäßigkeit nicht. Sie wirkt nicht sehr auf meine Empfindung, und hat zu viel Wasser. Um den Makbeth hat er gar nicht das geringste Verdienst.

Beyde Bücher sende ich E. E. hier mit dem unterthänigsten Dank zurück. Ich würde den Nahmen Dalbergs niemahlen an die Spitze einer solchen Arbeit zu setzen wagen.

Ich schließe mit der Erklärung meiner vollkommensten Dankbarkeit für den Antheil, den E. E. bisher an meinem Schicksal genommen, und werde nie aufhören mit der größten Veneration mich zu nennen

Ew. Excellenz

ganz unterthänigen Diener
und wahren Verehrer
Schiller,
Medicus.

An Seine Excellenz
Herrn Baron von Dalberg,
Geheimerath Ober-Silberkämmerling und
Vice-Kammer-Präsidenten Seiner churfürstl. Durchl. zu Pfalz u. Baiern rc. rc.
zu Mannheim.

Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste hinzu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu biethen. Ich habe mich von Stutgardt, meiner Sicherheit wegen, schnell, und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel, mich nicht nur schuldenfrey, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dieß ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freyen Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht.

Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freymüthig um Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor 3 Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen kann, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, Euer Excellenz um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben, dessen benöthiget bin. Ich hätte ungefähr noch 200 fl. nach Stutgardt zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe.

Dann wird mein Reisemagazin in 8 Tagen erschöpft seyn. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn

E. E. (da ich doch einmahl alles gesagt habe) mir auch hiezu 100 fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Werth meines Schauspiels bestimmen würde.

In beyden Fällen würde es mir ein Leichtes seyn (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege) beym nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu ablanieren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte seyn darf, dem Gutbefinden E. E. also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen.

Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem bisherigen hell genug wird, so finde ich es für überflüssig, E. E. mit einer drängenden Vormahlung meiner Noth zu quälen.

Schnelle Hülfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meyer ist von mir gebethen mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen, und Sie selbst des Geschäfts mir zu schreiben zu überheben.

Mit entschiedener Achtung nenne ich mich

Euer Excellenz

wahrsten Verehrer
Frid. Schiller.

---

Oggersheim, den 16. November 1782.

Ich lebe gegenwärtig in der größesten Erwartung, wie Euer Excellenz meinen Fiesko befunden, und wie sich überhaupt meine Voraussetzungen von dem Stück bestätigt oder nicht bestätigt haben. Da E. E. acht Tage, ohne eine Erklärung darüber, verweilen, vermuthe ich eines Theils, daß die Durcheinanderarbeitung des Stoffes dem kritischen Leser, wie dem Verfasser, einige Anstrengung abfordern muß. Es sollte ein ganzes, großes Gemählde des wirkenden und gestürzten Ehrgeitzes werden. Wenn es das wirklich ist, so zweifle ich keineswegs, daß es der Theater-Direction, dem Schauspieler und Zuschauer ein ziemliches Zumuthen wird. Sobald ich aber freye Macht bekäme, das Stück noch außerdem nach meinem Sinn herauszugeben, wo ich den Theaterzweck ganz außer Augen setzen dürfte, sobald ich dazu befugt würde, sollte das Stück durch Herausnahme einer einzigen Epi-

sode in ein simpleres Theaterstück schmelzen. Wenn E. E. auch jetzt noch keine Entscheidung über die Theaterfähigkeit desselben geben können, so bitte ich mir indeß nur das Urtheil des Dramaturgisten überhaupt aus, welches mir äußerst willkommen seyn wird.

Ich logiere hier im Viehof, unter dem Nahmen Schmidt, wenn E. E. mich mit einer Antwort beehren wollen, der ich die Gnade habe, mit vorzüglichem Respect mich zu nennen

E. E.

ganz gehorsamster
Schiller.

---

S. Meinungen, den 3. April 1783.

Euer Excellenz verzeihen, daß Sie meine Antwort auf Ihre gnädige Zuschrift erst so spät erhalten. Ich war schon mit Weigand zu Leipzig in einem Handel begriffen, den ich nothwendig abwarten mußte, eh ich Ihnen etwas Entscheidendes schreiben konnte. Nun scheint es aber, daß wir über den Preis des Stücks nicht akkord werden können, und ich gebe ihm dieses Schauspiel nicht.

Daß Euer Excellenz mich auch in der Entfernung noch in gnädigem Andenken tragen, kann

mir nicht anders als schmeichelhaft seyn. Sie wünschten zu hören, wie ich lebe? —

Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung, und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen, es zu seyn.

E. E. scheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünschte nichts, als solches zu verdienen, weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freyheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszusagen.

Außer der Vielfältigkeit der Charaktere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht allzufreyen Satyre, und Verspottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart, hat dieses Trauerspiel auch diesen Mangel, daß Komisches mit Tragischem, Laune mit Schrecken wechselt, und, obschon die Entwicklung tragisch genug ist, doch einige lustige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn diese Fehler, die ich E. E. mit Absicht vorhersage, für die Bühne nichts Anstößiges haben, so glaube ich, daß Sie mit dem Übrigen zufrieden seyn werden. Fallen sie aber bey der Vorstellung zu sehr auf, so wird alles Übrige, wenn es auch noch so vor-

trefflich wäre, für Ihren Entzweck unbrauchbar seyn, und ich werde es besser zurückbehalten. Dieses überlasse ich nun dem Urtheil E. E. Meine Kritik würde zu viel von meiner Laune und Eigenliebe partizipieren. Gegenwärtig arbeite ich an einem Don Carlos. Ein Sujet, das mir sehr fruchtbar scheint, und das ich E. E. zu verdanken habe. Dazwischen will ich an einem Trauerspiel von Prinz Konradin arbeiten.

Ich erwarte den Entschluß E. E. mit Begierde, und habe die Gnade, mit vollkommenstem Respect zu verharren

Euer Excellenz

unterthänigst ergebenster
Dr. Schiller.

---

Mannheim, den 29. September 1782.

Die gnädige Zuschrift Euer Excellenz, die mir doppelt schmeichelhaft seyn muß, da die Reize des Landlebens alle Erinnerungen an Litteratur und an Schriftsteller beynahe verdrängen könnten, hat mich aus einer Art von Schlafsucht emporgerissen. Spuren von Krankheit, die mich nur sehr langsam verlassen wollen, und vorzüglich auf meinen Kopf wirken, die Unwissenheit, woran ich

nunmehr die Feder setzen soll, und zugleich die Entfernung Euer Excellenz, die mir Mannheim zu einem verwaisten Schauplatz macht, haben mich bis heute von allen Arbeiten des Geistes zurückgezogen. So groß neulich mein Verlangen war, Sie wieder zu sehen, und mich in Ihrer Gegenwart zu großen Unternehmungen zu entzünden, so wehe thut mir die Nachricht, daß Euer Excellenz uns verlassen hätten. Ich hoffe und wünsche für diesen Verlust bald und vollkommen wieder getröstet zu werden. Was meine theatralischen Arbeiten anbetrifft, so erwarte ich ganz allein den Rath Euer Excellenz, ob ich zuerst den Fiesko, oder die Louise Millerinn endigen soll. Beydes zusammengenommen ist ein Geschäft für 4 Wochen, und da der Fiesko ohne Zweifel für die Carneval-Zeiten bestimmt werden dürfte, meine Louise Millerinn aber ein kleineres einfacheres Stück ist, so vermuthe ich, daß die Wahl E. E. auf die letztere fallen werde.

Die Anmerkungen über meinen Fiesko finde ich im Ganzen sehr wahr, vorzüglich stimme ich dem Tadel meiner Frauenzimmercharaktere bey. Ich muß bekennen, daß ich an den 2 ersten Scenen des II. Acts mit einer Art von Widerwillen gearbeitet, der nunmehr dem feinern Leser nur zu sichtbar geworden ist. Zu gutem Glück fallen diese 2 Scenen,

unbeschadet des Stücks, in der Umarbeitung ganz weg. Die blühende Sprache ist auf der Bühne mehr als auffallend — sie ist lächerlich, und solche lange Monologen ermüden. Der V. Act wird eine Hauptveränderung leiden, und überhaupt hoffe ich, das Stück in einer solchen Gestalt aufzustellen, daß Euer Excellenz und Mannheim damit zufrieden sind.

Mein Urtheil über den Schlenzheim ist ganz nur die Folge der ersten Vorstellung, und wenn ich meine Empfindungen dabey ganz einfach heraussagen soll, so wird meine Kritik nicht sehr zum Vortheil des Stücks ausfallen.

Was es Kräftiges und Wahrhaftes für das Herz und das Aug hat, meine ich in dem (übrigens elenden) Grafen Walltron und Mercier's Deserteur schon erfahren zu haben. Die beyden ersten Aufzüge möchten gelten, aber die Entwicklung in den letzten ist fürchterlich schlecht. Vielleicht behaupten aber dergleichen Stücke dennoch ihren Platz auf dem Schauplatz, weil ihr Gegenstand handgreiflicher zu Gesichte liegt, als die Hofintriguen in einer Emilia.

Meine Kritik über Sikingen wollte ich bisher nicht gern aus einem kranken Gehirne heraus-

zimmern; sie wird also später, aber desto gewissenhafter und vollständiger erscheinen. Immer däucht es mich eine Freyheit zu seyn, wenn ein jugendlicher Kopf die Arbeiten des reifern Mannes — auch sogar bey gleichen Fähigkeiten — richten soll.

Die Bearbeitung der theatralischen Fragen wird eine sehr angenehme und fruchtbare Übung für meine freye Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufsätze über ebendenselben Gegenstand höchst unterrichtend für den dramatischen Schriftsteller seyn.

Über das Nähere meiner Contractspuncte kann ich Euer Excellenz nicht anders als mündlich unterhalten, welches Vergnügen sich auf das sehnlichste wünscht

Euer Excellenz

unterthänig ergebenster Diener

F. Schiller.

---

S. T.

Ein leidiges kaltes Fieber, das mich schon 8 Tage tyrannisirt, hat meine Hoffnung vernichtet, E. E. selbst aufzuwarten, und meine ausnehmende Zufriedenheit über die letzte Vorstellung der Räu-

ber noch glühend bey Ihnen auszuschütten. Sehnlich erwarte ich Besserung, und das um so mehr, je unerträglicher es mir wird, Ihren Wunsch in Absicht auf Siking en so lang unbefriedigt zu lassen. — Bis jetzt aber war ich für alles solide Denken verloren, und wenn auch mein Fieber weicht, so bleibt doch immer eine beschwerliche Besatzung in meinem Kopfe zurück.

Ich bin so frey gewesen, den Contract, den E. E. aufsetzten, und mir neulich mitzugeben die Gnade hatten, nach unserm mündlichen Übereinkommen abzuändern, und schicke Ihnen hier Original und Copie. Wenn E. E. solche, wie ich gewiß hoffe, genehm halten, so bitte ich unterthänig sie zu unterschreiben, und mir zurückzuschicken. Da ich nun auch wegen meiner neu einzurichtenden Ökonomie und Equipage in starke Ausgabe verwickelt werde, so nehme ich mir die Freyheit, E. E. an das, mir vorigen Sonntag gegebene Wort zu erinnern, und mir wegen der 200 fl., welche ich nach Ihrem gethanen Versprechen sogleich, und auf einmahl erheben darf, eine Anweisung an Hrn. Sartory in ein Paar Zeilen auszubitten.

Ich wünsche nichts dringender, als auf das baldigste in den Stand gesetzt zu seyn, dem Theater meinen Eifer und meine Dienste in dem Maße

zu zeigen, in welchem ich mich zu seinem Liebhaber bekenne.

Mit dem vollkommensten Respect

F. Schiller.

P. P.

Ich besinne mich, daß E. E. die berüchtigten Plümikischen Räuber noch nicht gelesen haben, und schicke sie hier gelegenheitlich mit.

---

Dasjenige, was Euer Excellenz mir gestern durch Hrn. Hofrath May haben sagen lassen, erfüllt mich aufs neue mit der wärmsten und innigsten Achtung gegen den vortrefflichen Mann, der so großmüthigen Antheil an meinem Schicksal nimmt. Wenn es auch nicht schon längst der einzige Wunsch meines Herzens gewesen wäre, zu meinem Hauptfach zurückzukehren, so müßte mir allein schon dieser schöne Zug Ihrer edlen Seele einen blinden Gehorsam abnöthigen. Aber lange schon zog mich mein eigenes Herz dahin; lange schon habe ich, nicht ohne Ursach, befürchtet, daß früher oder später, mein Feuer für die Dichtkunst erlöschen würde, wenn sie meine Brodwissenschaft bliebe, und daß sie im Gegentheil neuen Reiz für mich haben müßte, sobald ich sie nur als Erhohlung gebrauchte, und nur meine

reinsten Augenblicke ihr widmete. Dann nur kann ich mit ganzer Kraft, und immer regem Enthusiasmus Dichter seyn — dann nur hoffen, daß meine Leidenschaft und Fähigkeit für die Kunst durch mein ganzes Leben fortdauern würde. Urtheilen Sie also, wie willkommen der Wink mir gewesen seyn mußte, der mir Erlaubniß gab, Ihnen mein ganzes Herz vorzulegen. Aber darf ich jetzt mehr sagen? darf ich mich jetzt auf die vielen redenden Beweise Ihrer Theilnahme stützen, und Ihnen, der Sie schon so vieles für mich gethan haben, darf ich Ihnen zumuthen, auch noch das Beste — Alles für mich zu thun? — nur ein Jahr habe ich nöthig, das Versäumniß in meinem Fach nachzuhohlen und mich öffentlich mit Ehre zu zeigen. In diesem Jahr kann ich also für die hiesige Bühne nicht so thätig seyn, als sonst, und dennoch brauche ich eben so viel Unterstützung. Dieses einzige Jahr entscheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medicin durchsetzen, so bin ich auf immer gesichert und mein Etablissement zu Mannheim ist gegründet. Wollen Euer Excellenz mir hierin die Hand biethen? Können Dienste, die ich der hiesigen Bühne erst nach Verfluß dieses Jahrs leisten kann, mir für schon geleistete gelten? — Bin ich dann endlich auf dem Punct, worauf ich arbeite,

so wird es mir nimmermehr schwer fallen, diese Schuld nachzuhohlen, und meine Producte bleiben Ihnen dann eigen. Da ich ohnehin so schnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, so kann ich immer für ein großes Stück gewähren, und mein Entwurf wegen der Dramaturgie soll ganz nach Ihren Wünschen zu Stande kommen. Hab ich zu viel gesagt, so vergeben es Euer Excellenz meinem vollen Herzen. Ich stehe auf dem Scheideweg, Alles, mein ganzes Schicksal vielleicht hängt jetzt von Ihnen ab. Kann es Ihnen schmeicheln, das Glück eines jungen Mannes zu gründen, und die Epoche seines Lebens zu machen — die Wünsche seines Herzens, seiner Familie, seiner Freunde — ja Ihre eigene mit eins zu erfüllen, kann dieses Bewußtseyn Ihnen süße seyn, so erwarte ich alles von Ihrer Entschließung, und wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, so weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergesse, dem ich alles, alles schuldig bin. Kann ich hoffen, die Entschließung E. E. mündlich oder schriftlich zu hören? Ich erwarte sie mit Sehnsucht und Ungeduld.

F. Schiller.

Se. Excellenz
Herrn Baron von Dalberg.

Frankfurt a. M., den 1. May 1784.

Noch voll und warm von der Geschichte des gestrigen Abends eile ich, E. E. von dem Triumph zu benachrichtigen, den die Mannheimer Schauspielkunst feyerlich in Frankfurt erhielt. Gestern, Freytags, wurde Hrn. Ifflands Stück bey vollem Haus und ungewöhnlicher Stille mit außerordentlichem Beyfall gegeben. Hr. Iffland als Verfasser und Schauspieler und Hr. Beil wurden mit lärmendem Händeklatschen herausgerufen, und Alles bewies die äußerste Achtung gegen die fürtrefflichen Abgesandte des Mannheimer Theaters. Es ist zu weitläufig für einen Brief, meine Meinung über Großmanns Gesellschaft auszukramen, das aber ist zuverlässig wahr, daß Iffland und Beil unter den besten hiesigen Schauspielern, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten hervorragten. Nie habe ich lebendiger gefühlt, wie sehr jedes andere Theater gegen das Unsrige zurückstehen müsse, als hier, und Großmann wird Mühe haben, nach der Abreise unserer Schauspieler, zu Frankfurt in seinem Werth zu bleiben. Es soll einer meiner angenehmsten Augenblicke seyn, Euer Excellenz ausführlich zu sagen, wie sehr gegründet diese Erklä-

rung ist, wenn ich die Gnade habe, mündlich mit Ihnen darüber zu sprechen.

Wo wir hinkommen, beweist man dem Mannheimischen Theater die entschiedenste Achtung; Ifflands und Beils Spiel haben eine Reputation unter dem Frankfurter Publicum veranlaßt. Man ist warm für die Bühne geworden. Jedermann sagt auch, daß Großmanns Schauspieler noch nie so warm als gestern gespielt haben; ein Beyspiel, wie groß Muster und Mitschauspieler zu wirken im Stande sind. Heute ist die väterliche Rache und Montag Kabale und Liebe; ich gestehe, daß mir bey den schrecklichen Aussichten auf meine Lady und dgl. bange ist, convulsivische Bewegungen auszustehen, wie ein Verurtheilter, und daß ich gerne auf die Ehre Verzicht thäte, eins meiner Stücke hier vorgestellt zu sehen, wenn ich Großmanns mit guter Art davon zurück bringen könnte; indessen hoffe ich, daß meine Gegenwart, verbunden mit Ifflands und Beils Spiel, mehr bewirken soll, als Frankfurt von Großmanns Gesellschaft erwartet. Iffland wird den Kammerdiener spielen, den ich, mit Weglassung aller amerikanischen Beziehungen, wieder ins Stück hineingeschoben habe. Ich brenne vor Begierde, Euer Excellenz weitläufig alle Bemerkungen mitzutheilen, die ich hier machte, und noch

machen werde, und ich weiß zuverlässig, daß, wenn es möglich wäre, meine Achtung für das Mannheimer Theater zu vergrößern, nichts in der Welt dieses mehr bewirken könnte, als mein hiesiger Aufenthalt.

Hr. Miller, der die Gnade hat, Euer Excellenz diesen Brief zu übergeben, hat aus Nothwendigkeit und Eifer für die Mannheimer Bühne, alle angenehme Verbindungen abgebrochen, die ihn in unserer Gesellschaft hier hielten, um bey Zemire und Azor gegenwärtig zu seyn, und wird Euer Excellenz von dem Weitern benachrichtigen.

Ich bin mit der tiefsten Verehrung
Sr. Excellenz

unterthäniger
Schiller.

Herrn Baron von Dalberg
zu Mannheim.

---

(Beylage.)

Frankfurt a. M., den 1. May 1784.

Nur mit wenig Worten, liebster Freund! will ich Sie von dem guten Erfolg benachrichtigen, den Iffland und Beils Spiel hier gehabt haben. Bey

einem vollgestopften Schauspielhaus, und einer seit Kaiserkrönung noch nie erhörten Stille ist gestern Hrn. Ifflands Stück hier gegeben worden, und beyde, Iffland und Beil, wurden mit ungestümem Applaudissement herausgerufen. Alles ist für die Mannheimischen Schauspieler enthusiasmirt, und Großmanns Gesellschaft, die gestern sich selbst übertroffen haben soll, verschwindet neben der unsrigen. Wir werden von Fresserey zu Fresserey herumgerissen, und kaum, daß ich einen nüchternen Augenblick erwische, wo ich Ihnen, mein Bester! ein Paar Zeilen schreiben kann. — Von Großmann viele Empfehlungen, das weitere aber kann ich Ihnen nur mündlich sagen. Heute ist die väterliche Rache, und Montag, mir zu Ehren, Kabale und Liebe, welche ich gern hintertreiben möchte, um meine Ohren nicht mißhandeln zu lassen. Mir ist Angst für die hiesige Lady. Ihre Frau hat mich genug verwöhnt. Den Ausgang sollen Sie mündlich erfahren. Bis dahin bin ich Ihr aufrichtigster Freund

Schiller.

Küssen Sie mir Ihre liebe Frau.

Hrn. Rennschub

Regisseur der Mannheimer Bühne.

Mannheim, den 4. Juny 1784.

Ich kann nicht läugnen, daß mir der Vorfall mit meinem Manuscript äußerst unangenehm ist, und daß, wenn ich nicht gezwungen seyn soll, durch eine strenge Behauptung meiner darin geäußerten Grundsätze und Meinungen die ganze Gesellschaft gegen mich zu erhitzen, eine schleunige Entschließung von E. E. dazu nöthig ist, mich und gewisser Maßen Sie Selbst aus der Verlegenheit zu reißen. Ich weiß kein anderes Mittel, als dieses: Euer Excellenz schreiben noch heute Abend an Hrn. . . n, unter welchem Vorwand als Sie für wichtig genug halten, daß er alle ihm zugeschickten Papiere auf der Stelle durch Hrn. Rennschub an Sie verabfolgen lassen soll. Geschähe dieses nicht, so wäre . . . . n insolent genug, mein Mscpt. in der morgenden Sitzung zu referiren, und ich könnte mich nicht anders als durch eine größere Sottise aus der Sache ziehen. Schreiben ihm aber E. E. um schleunige Auslieferung der Manuscripte allenfalls unter dem Vorwand, daß Sie solche zu einem eigenen Aufsatze nöthig hätten, und schreiben Sie zugleich Rennschub, daß er solche bey . . . . n abhohlen und Ihnen durch einen Expressen schicken soll, so kann vielleicht die Sache noch hintertrieben werden.

Rennschub fordert solche....n ab, und dieser hat nicht Zeit, einen schlimmen Gebrauch mehr davon zu machen. Dieß ist der einzig mögliche Ausweg, den E. E. übrig haben, mir eine Verwirrung zu ersparen, worin ich, wenigstens durch meine Schuld nicht, gerathen bin. Diese beyde Briefe erwarte ich mit der größesten Ungeduld durch den Expressen, der diesen Brief überliefert, und bin mit vollkommenster Achtung

Euer Excellenz

unterthäniger
Schiller.

P. P.

Julius von Tarent ist vortrefflich, beynahe besser als das erste Mahl, ausgefallen. Auch der verdächtige Freund ging sehr gut, und das Publicum hat Ursache mit beyden Stücken recht sehr zufrieden zu seyn.

Es sind einige Fremde hier, unter andern ein Baron von Straubelnsdorf aus Berlin, der sich eben bey mir ansagen lassen.

Madame Grusike ist gewiß für uns eine sehr brauchbare Actrice, und keine andere, die mit ihr zu vergleichen wäre, würde unter den Bedingungen bleiben, die sie aus Enthusiasmus für unsere Bühne annehmen will. Das Publicum glaubt nicht andres, als daß sie bleiben wird.

Mannheim, den 7. Juny 1784.

Der bedenkliche Umstand mit meinem Mscpt. ist ganz zu meiner Beruhigung abgelaufen, ich hab es wieder in Händen, und K. dachte auch gar nicht mit einem Gedanken daran, daß ein Mißbrauch davon gemacht werden könnte. Ich war in der letzten Sitzung der G., und kann E. E. ohngefähr so viel sagen, daß man nur auf Ihre endliche Proposition wartet, um über die beyden Vorschläge das Letzte zu beschließen. Wenn Sie also noch Lust, und für den Antheil der Gesellschaft noch Achtung genug hätten, so glaube ich, daß wenigstens ein Theil des vorgelegten Plans könnte durchgesetzt werden. Meiner Meinung nach müßte vorzüglich und ausdrücklich dahin entschieden werden, daß aus der Gesellschaft ein engerer Ausschuß von allenfalls 6 der Sache kundigen Mitgliedern zu Beurtheilung der Stücke und ihrer Vorstellung auf der Bühne, errichtet würde, welcher pflichtmäßig gehalten wäre, schriftlich seine Meinung zu sagen. In diesem Ausschuß müßten Euer Excellenz nothwendig Selbst, und auch ich seyn, weil sich doch natürlich vermuthen läßt, daß sonsten schiefe und unserm Theater inconvenirende Kritiken die gute Sache überwägen könnten. — Schwan, Keibel, Professor Gün-

ther, Reichert, Klein und Sambuga glaube ich würden dem Fache am meisten gewachsen seyn, und es auch mit dem größesten Eifer betreiben. Doch werden E. E. der Gesellschaft wahrscheinlich darin nachgeben, daß ein jeder die Freyheit hat, über alle Gesichtspuncte eines Stücks und seines Spiels zu entscheiden, — nicht aber die verschiedenen Puncte getrennt, und einem Einzelnen anvertraut würden. Wenn dieß zu Stande kommt, so würde ich Euer Excellenz dann ersuchen, mich, gleichsam als wechselseitigen Secretär, die Schlüsse der Gesellschaft dem Theaterausschuß, und die Antworten oder Anfragen des letztern der Gesellschaft referiren zu lassen. Auf diese Art würden beyde Collegien durch mich in Zusammenhang gebracht, und auf eine solenne Art mit einander verbunden.

Über das Werk der Gesellschaft werden Euer Excellenz nunmehr Schwans schriftliche Meinung haben. Er hat mir seinen Brief an Sie mitgetheilt, und ich habe weiter nichts daran auszusetzen, als daß unsre Bühne noch einmahl so viel gewinnen würde, wenn die Dramaturgie ein eigentliches, periodisch fortlaufendes Werk, und nicht ein bloßer Beytrag zu einem gemeinschaftlichen, vielleicht mit den trockensten Aufsätzen beschwerten, und alle Jahr nur einmahl erscheinenden Buche wäre.

Ich weiß wohl, daß das Journal der Gesellschaft aufhören wird, interessant zu seyn, wenn ich mit dem dramatischen Theil desselben zurücktrete, — ich wollte auch beynah darauf wetten, daß Schwan den Verlag aufgeben wird, wenn dieser Artikel davon ausgeschlossen würde, aber eben darum hätte ich für die Aufnahme unserer Bühne so sehr gewünscht, daß ich in den Stand gesetzt worden wäre, die Dramaturgie vor mich allein in die Welt zu schicken, Da E. E. versichern, daß das Theater keinen Schritt für mich thun könne, und da ich von Buchhändlern keine hinlängliche Belohnung für meine Mühe in dieser Sache erwarten kann, so fürchte ich alles für meinen schönen Entwurf, und ich höre auf, zu hoffen, daß er zu Stand kommen würde. Ich bekenne aufrichtig, daß es mir, wie den besten hiesigen Schauspielern leid thut, daß eine Anstalt, die der hiesigen Bühne so glänzende Aussichten öffnete, durch ein so geringes Hinderniß scheitern soll, und doppelt wehe thut es mir, weil ich fühle, was und wie viel ich zum Ruhm unserer Bühne würde gethan haben.

Vor einigen Tagen ist mir eine sehr schmeichelhafte und angenehme Überraschung widerfahren, die ich Euer Excellenz, da Sie doch gewiß daran Theil nehmen, unmöglich verschweigen kann.

Mir wurden aus Leipzig von 4 unbekannten Personen Paquete und Briefe geschickt, die voll Enthusiasmus für mich geschrieben waren, und von Dichteranbethung überflossen. Sie wurden mit 4 kleinen Porträten begleitet, worunter 2 sehr schöne Frauenzimmer sind, und einer Brieftasche, die mit dem besten Geschmack gestickt ist. Ein solches Geschenk von fremden Menschen, die dabey kein anderes Interesse haben, als mich wissen zu lassen, daß sie mir gut sind, und mir für einige frohe Stunden danken, war mir äußerst werth, und der lauteste Zusammenruf der Welt hätte mir kaum so angenehm geschmeichelt. Wenn Euer Excellenz wieder hierher kommen, so werde ich das Vergnügen haben, Ihnen die artigen Kleinigkeiten zu zeigen.

Gestern ist endlich die lang im Werk gewesene Dido gegeben worden, ich zweifle aber beynahe, ob sie den Beyfall des Publicums haben wird. Meinen, ich gestehe es, hat sie nicht, Poesie und Musik rührten mich gleich wenig, und ich glaube, daß mein Urtheil so ziemlich das allgemeine ist. Doch bin ich schlechterdings kein Kenner, und auch als Liebhaber maße ich mich nicht an, darüber zu sprechen. Die Vorstellung ging gut. Mlle. Baumann und Mme. Beck befinden sich nicht wohl, und das dürfte vielleicht einige kleine Verwirrungen im Re-

pertorium anrichten. Mme. Gensike habe ich seit der Erklärung Euer Excellenz, daß Sie ihr selbst schreiben würden, nicht mehr gesprochen. Das Publicum ist sehr für sie eingenommen, und ihre Nachfolgerinn muß mehr als nur gut seyn, um dem Theater keine Vorwürfe zuzuziehen.

Ich hätte gewünscht, daß ich Euer Excellenz etwas Neues aus der Leipziger Messe zum Desert hätte schicken, oder anzeigen können, aber morgen früh kommt erst der Wagen mit den Büchern zu Schwan. — Meine Kabale und Liebe ist in der Gothaer Zeitung so obenhin recensiret, gut gemeint, aber ohne alle Befriedigung für den nach der Sache begierigen Leser. Ich bin jetzt mehr als jemahls über mein neues Schauspiel verlegen. Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes historisches Stück, vorzüglich meinen Carlos zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Gesicht bekommen, und groß befunden hat. Freylich ist ein gewöhnliches bürgerliches Süjet, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, nach außerordentlichen Gemählden verlangenden Welt niemahlen von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau, und ein Stück, wie dieses, erwirbt dem Dichter, und auch dem Theater, dem er angehört, schnellern und größern

Ruhm, als drey Stücke wie jenes. Von Euer Excellenz erwarte ich einen ernsthaften Rath zu meiner letzten Entschließung, welches Süjet ich wählen soll? Carlos würde nichts weniger seyn, als ein politisches Stück — sondern eigentlich ein Familiengemählde in einem fürstlichen Hause, und die schreckliche Situation eines Vaters, der mit seinem eigenen Sohn so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohns, der bey allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt, und endlich aufgeopfert wird, müßten, denke ich, höchst interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden.

Ich schließe mit dem Wunsch, der zugleich Wunsch der ganzen Gesellschaft ist, Euer Excellenz bald hier zu sehen, und verharre mit vollkommenstem Respect

Euer Excellenz

unterthäniger
F. Schiller.

---

Mannheim, den 2. July 1784.

Ich befolge den Befehl Euer Excellenz, und schicke Ihnen den kurzen schriftlichen Auffatz über mein Unternehmen einer Mannheimer

Dramaturgie. Wenn die Sache wirklich, wie ich ganz gewiß glaube, Epoche für unsere Bühne macht, und die letzte Hand an das große Werk legt, unser Theater in Deutschland herrschend zu machen, und seinen Ruhm zu befestigen, so fürchte ich keineswegs, daß meine Bedingnisse, welche mir Nothwendigkeit und Billigkeit eingeben, davon abschrecken werden.

Sonst bin ich schlechterdings außer Stand, auch nur einen einzigen Schritt in der Sache zu thun, und der angenehme Traum kann nie in Erfüllung gehn. Ich erwarte von E. E. eine beschleunigte Antwort, und werde, im Fall sie meinen Wünschen gemäß ist, auf der Stelle meine Maßregeln nehmen, und Briefe, die schon bereit liegen, der Post übergeben.

Mit vollkommenster Achtung

E. E.

unterthäniger

F. Schiller.

Friedrich Schiller erbiethet sich gegen eine jährliche Gratification von 50 Ducaten eine Dramaturgie des Mannheimer National-Theaters im Druck zu liefern, und der Churfürstl. Theatral-Intendance eine bestimmte Anzahl Exemplarien davon verabfolgen zu lassen.

P. N.

Lebhaft überzeugt von dem ausgebreiteten Nutzen, den die Nationalbühne zu Mannheim von einer Dramaturgischen Monathschrift haben wird, die ihren ganzen Gang, und ihre innere Beschaffenheit dem ganzen deutschen Publicum vorlegt, entschloß ich mich, dieses Werk anzugreifen, und mich ihm ganz zu widmen.

Meine Idee von diesem Journal wäre ungefähr folgende:

1) Voran ginge eine Geschichte des hiesigen Theaters von seinem ersten Anfang bis auf die jetzige Zeit, mit seinen Hauptrevolutionen, und dem Verdienst seiner Unternehmer.

2) Dann folgte eine General-Übersicht von Direction, Ökonomie, Polizey, und dem gegenwärtigen herrschenden Geschmack auf derselbigen.

3) Das Personale der Schauspieler und Schau-

spielerinnen, ihre Geschichte, Rollenfach, Debüts, und die individuelle Kritik über einen jeden besonders.

4) Ein Verzeichniß der vorzüglichsten, auf dieser Bühne bisher gegebenen Stücke, mit kurzen Bemerkungen über das jedesmahlige Spiel und die Aufnahme vom Publicum.

5) Das fortlaufende Repertorium jedes Monaths und die Beschließungen des Ausschusses, oder Theater-Senats.

6) Aufsätze über die dramatische Kunst, theils von Schauspielern, theils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze System dieser Kunst enthalten würden.

7) Preisaufgaben von der Intendanz und deren Entscheidung.

8) Für Anekdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbestimmte Puncte bliebe ein eigener Artikel, unter dem Nahmen Beylage oder Miscellaneen ausgesetzt.

Den Herausgeber dieses Werks in die Verfassung zu setzen, daß er es mit dem ganzen Maß seiner Kräfte und freyem unbefangenem Kunstgefühl vollenden könne, wird erfordert, daß er durch eine anständige Vergütung von Seiten des Theaters unter=

stützt, nicht nöthig habe, von dem Eigennutz eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhängen. Wenn also die Intendanz des Theaters die vielen Vortheile, so ihr aus Vollendung dieses Werks zufließen, mit einem Aufwand von fünfzig Ducaten nicht zu theuer erkauft fürchtet, so ist der Plan seiner Ausführung nahe, und ich unterziehe mich feyerlich der möglichst=vollkommenen Ausarbeitung dieser Schrift; verspreche, solche mit Anfang des Augusts 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des übrigen der Intendanz abzunehmen, und ihr jeden Monath eine bestimmte Anzahl Exemplare frey auszuliefern. Churfürstl. hohe Theatral=Intendanz hat also bey dem ganzen Unternehmen nichts zu thun, nichts zu tragen, als durch Unterzeichnung dieses Entwurfes den Herausgeber zur Ausführung desselbigen zu bestimmen.

Gegeben Mannheim am 2. Julius 1784.

Friedrich Schiller.

---

Mannheim, den 24. August 1784.

Ich schreibe Euer Excellenz dießmahl auf gut Glück, denn ich habe vergessen, mir den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts bestimmen zu lassen, und bin also ungewiß, ob dieser Brief bis zu

Ihnen gelangen wird. Aber ich fühle ein Bedürfniß, endlich einmahl wieder über Kunst und Literatur zu reden, und mit wem kann ich das besser, als mit Ihnen?

Ihre Abwesenheit von Mannheim hat meinem Genius längst einen leidigen Zwang auferlegt, und ich verwünsche den Sommer, der Sie aus meiner Sphäre gezogen hat. Auch der feurigsten Phantasie und der thätigsten Schöpfungskraft ist eine elastische Feder nöthig, die sie in Schwung bringen und erhalten muß, und die Maschine wird noch erwartet, die sich ewig selbst forttreibt, ohne aufgezogen zu werden. Mit Vergnügen sehe ich die Blätter fallen, und die Vorbothen des Herbstes allmählich erscheinen — denn das gibt mir Hoffnung, daß Sie bald wieder hier bleiben werden.

Ich habe gegenwärtig meine Zeit zwischen eigenen Arbeiten, und französischer Lectüre getheilt. Warum ich das Letztere thue, werden E. E. gewiß billigen. Fürs Erste erweitert es überhaupt meine dramatische Kenntniß, und bereichert meine Phantasie, fürs andere hoffe ich dadurch zwischen zwey Extremen, Englischem und Französischem Geschmack in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen. Auch nähre ich insgemein eine kleine Hoffnung, der deutschen Bühne mit der Zeit durch Versetzung der clas-

sischen Stücke Corneilles, Racines, Crebillons und Voltaires auf unserm Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen.

Carlos ist ein herrliches Süjet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beynahe von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königinn und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Cothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld, und für mich, möcht' ich sagen, da ist; da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen, und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin: Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viele Würde und Glanz geben wird.

Auf diesen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit, und glaube gewiß, daß ich in dieser Zeit hier einbringen werde, was mich meine, beynahe jahrlange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüstete, hat versäumen machen.

Durch mich allein wird und muß unser Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Timon, und einige französische sind. Nach dem Carlos gehe ich an den zweyten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil seyn soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß. Auch dieses ist unermeßliches Feld für mich.

Euer Excellenz haben ganz recht gehabt, wenn Sie in meine Planschmiederey ein Mißtrauen zu setzen anfingen, aber wenn Sie abrechnen, wie oft und viel Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen besten Willen gestritten haben, so werden Sie mir wenigstens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Wesentlichen meines Charakters fließen.

Über meinen Entschluß, Mediciner zu werden, und meinen dahin einschlagenden Plan muß ich mündlich mit Euer Excellenz reden, denn in einem Brief kann ich das nicht erschöpfen. So viel kann ich Euer Excellenz indessen versichern, daß der Entschluß fest ist, und daß ich schon zu dem Ende gehandelt habe.

Frau von Kalb, die nunmehr hier wohnt, wünscht nichts mehr, als Ihre und der Frau von Dalberg

Bekanntschaft zu machen. Ich bin überzeugt, daß Sie eine vortreffliche Person in ihr finden werden, die, ohne aus Ihrem Geschlecht zu treten, sich glänzend davon auszeichnet. Ifflands Lear bewundert sie feurig, und eben das sprechen auch die Besten der Stadt.

Horazens Briefe von Wielend habe ich ganz und mit wahrem Vergnügen gelesen. Welche helle und reine Philosophie, in die feinste Sprache und die wichtigste, delicateste Satyre gekleidet! Die Übersetzung ist ganz vortrefflich, und, was nicht wenig ist, deutsch, wie eine nationelle Schrift. Ich freue mich auf die übrigen Bände.

Von den Vorstellungen dieser Woche wüßte ich wenig zu sagen. Zwischen zwey Vorstellungen des Lears kann man mit Hausmannskost vorlieb nehmen.

Mit größter Ungeduld erwarte ich E. E. auf den versprochenen Sonntag, und nenne mich mit vollkommenster Hochachtung

Ihren

unterthänigen
F. Schiller.

Sr. Excellenz
dem Freyherrn von Dalberg
Hofkammer-Vice-Präsidenten
Sr. Churfürstl. Durchlaucht in
der Pfalz u. s. w. zu Hernsheim.
mit Gelegenheit.

Von Haus, den 19. Jänner 1785.

Es ist das erstemahl, daß ich über die theatralische Vorstellung meines Stücks eigentlich meine Meinung sage, und auch jetzt würde ich es aus tausend Ursachen nicht thun, wenn meine wahre Hochachtung für E. E. mir es nicht zur Pflicht machte, eh ich einen Schritt öffentlich thue, wenigstens mich offenherzig gegen Sie zu erklären.

Ich weiß nicht, welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsere Herrn Schauspieler — doch meine ich nicht alle — die Convenienz bey sich getroffen haben, schlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch schlechtes zu verderben. Es ist das kleinste Merkmahl der Achtung, das der Schauspieler dem Dichter geben kann, wenn er seinen Text memoriert. Auch diese kleine Zumuthung ist mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden kosten, bis ich einem Perioden die bestmöglichste Rundung gebe, und wenn das geschehen ist, so bin ich dem Verdrusse ausgesetzt, daß der Schauspieler meinen mühsam vollendeten Dialog nicht einmahl in gutes Deutsch verwandelt. Seit wie lang ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter schulmeistern?

Gestern hab ich das mehr als sonsten gefühlt.

Kabale und Liebe war durch das nachläſſige Einſtudieren der mehreſten ganz in Lumpen zerriſſen. Ich habe ſtatt meines Texts nicht ſelten Unſinn anhören müſſen. Wenn unſere Herrn Schauſpieler einmahl die Sprache in der Gewalt haben werden, dann iſt es allenfalls auch Zeit, daß ſie ihrer Bequemlichkeit mit Extemporiren zu Hülfe kommen. Es thut mir leid, daß ich dieſe Anmerkung machen muß, noch mehr aber verdrießt es mich, daß ich dieſe unangenehme Erſcheinung nur auf Rechnung ihres guten Willens und nicht ihrer Kunſt ſchreiben kann, daß eben dieſe Schauſpieler, die in den mittelmäßigſten Stücken vortrefflich — ja groß geweſen ſind, in dem meinigen gewöhnlich unter ſich ſelbſt ſinken. Wie erkläre ich das? Die Frauenzimmerrollen und H. Beck ausgenommen, dem ich es gerne vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremder geworden iſt, und der die Lücken ſeines Spiels durch einige meiſterhafte Pinſelſtriche wieder gut machte, ſind die mehreſten anderen Rollen unerhört vernachläſſigt worden. Mir ſelbſt kann zwar an dieſem Umſtand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Niemahls werde ich mich in den Fall ſetzen, den Werth meiner Arbeit von dieſem abhängig zu machen. Aber

weil ich doch einmahl von der hiesigen Bühne öffentlich sprechen soll, so konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben.

Es steht bey E. E., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, so bin ich entschlossen, in der Rheinischen Thalia weitläufiger über diesen Punct mich herauszulassen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drey Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.

Schiller.

---

Von Haus, den 19. Lenzmonath 1785.

Man erzählt mir, daß die Erscheinung der rheinischen Thalia unter einigen Mitgliedern des hiesigen Theaters Bewegungen hervorgebracht habe, die mir auf einem churfürstlichen Theater fast unerwartet sind. Wenn ich bey Beurtheilung des Herrn Rennschübs, und in etlichen Rollen auch seiner Frau, meinem bessern Gefühl, und der vereinigten Stimme des bessern Publicums hätte folgen wollen, so wären Mord und Todschlag zu befürchten gewesen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit sehr gerne, wenn sie auch

nur in die Wochenstube gehörte. Wie sehr bewundere ich bey dieser Gelegenheit Euer Excellenz, daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer so reitzbaren Menschenclasse vorzustehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren. Was ich aber kaum verschlucken kann, und was ich fest entschlossen bin, zu rügen, ist das Betragen des H. Böcks. Herrn Böck habe ich mit einer Achtung beurtheilt, die er nicht verdient, und dieser Mann erröthet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuschlagen, und auf die pöbelhafteste Art von mir zu reden. Alles dieß habe ich haarklein erfahren. Nun beurtheilen Euer Excellenz mein Urtheil über ihn im Repertorium, und sein Betragen. Ich merke indessen die Ursache seiner Erbitterung. Herr Böck hat Vergötterung erwartet, und keine gefunden. Auch ist er durch meine Achtung für Beil, Beck und Iffland beleidigt, und es verdrießt ihn, daß ich ihn im Repertorium nicht auf den Thron gesetzt habe. Wie tief steht er unter seinen drey Rivalen! Aber er verdient, wenn einmahl ausführlicher von hiesiger Bühne gesprochen wird, daß man ihn zu einer heilsamen Bescheidenheit zurückführe, und die Komödianten-Salbe von ihm abwische.

Wenn Euer Excellenz heute Nachmittag eine halbe Stunde für mich übrig haben, so haben Sie die Gnade, mir solche zu bestimmen.

Schiller.

Sr. Excellenz
dem Hrn. Baron v. Dalberg.

## Schiller an Schütz *).

Weimar, den 22. Januar 1802.

Empfangen Sie, mein verehrter Freund, den besten Dank für die mir gütigst mitgetheilte Recension der Jungfrau von Orleans. Sie zeigt zwar einen fähigen Verfasser, und ich habe Ursache, mit den guten Gesinnungen, die derselbe für mich und mein Gedicht hegt, sehr zufrieden zu seyn: aber ich muß denn doch zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß die Forderungen, die der Leser an eine Recension mit allem Rechte machen kann, keineswegs darin erfüllt sind. Es ist vielmehr ein Versuch, wenn Sie wollen, seine Kunstmetaphysik auf ein vorhandenes Werk anzupassen und anzuwenden. Aber ein poetisches Werk muß, in sofern es, auch nur in hypothesi, ein in sich selbst organisirtes Ganze ist, aus sich selbst heraus, und nicht aus allgemeinen, und eben darum hohlen Formeln beurtheilt werden; denn von diesen ist nie ein Übergang zu dem

*) Dieser Brief, auf Veranlassung der Recension Apels über die Jungfrau von Orleans in der allgemeinen Literaturzeitung, an Hrn. Hofrath Schütz in Halle geschrieben, wurde aus dem Frauenzimmer-Almanach für 1820, Leipzig bey Cnobloch, abgedruckt.

Factum. Aber Sie werden überhaupt oft Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß unsere neueste Philosophie (selbst wenn ihre Principien als wahr angenommen werden) in der Anwendung hinkt; daß die Versuche, ihrer Stifter selbst, ins Praktische zu gehen, nicht glücklich ausfielen, sie mögen nun in der Ästhetik oder im Naturrecht und in der Politik angestellt worden seyn.

Daraus wird mir eben immer klarer, daß die Major an einem Syllogismus leichter ist, als die Minor, weil gerade die jüngsten und unreifsten Köpfe viel schneller in jene eingehen, als mit dieser umzugehen wissen; was doch gerade der Boden der Kritik ist.

So will ich die ganze lesende Welt auffordern, mir zu sagen, ob die Recension quaestionis auch nur die geringste Anschauung meines Trauerspiels enthalte, ob der Verfasser derselben auch nur in irgend einem Stücke in die innere Ökonomie desselben eingegangen ist; denn das Einzelne und Specielle, was er darin berührt, ist gerade von keiner Bedeutung.

Ich mache diese Bemerkung nicht sowohl als Autor und in so fern ich als solcher dabey interessirt bin, denn ich habe mich keineswegs zu beklagen; aber als bloßer Leser und Kunstrichter habe ich

Bayerische Staatsbibliothek München

den Mangel an Zweckmäßigkeit nicht ungerügt lassen können.

Sie erweisen mir zu viel Ehre, theurer Freund, wenn Sie glauben, daß ich das Geschäft des Kritikers und Recensenten bey meinen Stücken selbst am besten übernehmen könne. Vor zehn Jahren hätte ich es ohne Bedenken gethan, weil ich damahls noch einen größern Glauben an eine Kunsttheorie und Ästhetik hatte, als jetzt. Gegenwärtig erscheinen mir die beyden Operationen, des poetischen Hervorbringens und der theoretischen Analysis, wie Nord- und Südpol von einander geschieden, und ich müßte fürchten, ganz von der Production abzukommen, wenn ich mich auf die Theorie zu sehr einlassen wollte. Diese ist zwar absolut nothwendig und wesentlich bey der Production selbst: aber da ist sie praktisch, und mehr für den Poeten, als den Ästhetiker. Und was ist denn, wenn wir die neuesten Erfahrungen hören, für die Poesie gewonnen worden, seit dem die Ästhetik so angebauet wird? Vestigia terrent. —

Leben Sie wohl, mein Werthester, und erhalten mir Ihre Freundschaft.

Ganz der Ihrige

Schiller.

Bayerische Staatsbibliothek München

# Inhalt

Seite

Nachrichten von Schillers Leben . . . . I—LXXVIII
Fragment und Plan des Trauerspiels: Demetrius . 1
Fragment und Plan des dramatischen Gedichts: Warbeck . . . . . . . . . . . . 83
Plan des Trauerspiels: Die Maltheser . . . . . 117
Plan eines Drama: Die Kinder des Hauses. . . 142
Schillers Briefe an den Freyherrn von Dalberg in den Jahren 1781 bis 1785. . . . . . . 157
Schillers Brief an Hofrath Schütz in Halle über Jungfrau von Orleans. . . . . . . . 244

# Inhalt
## von Fr. Schillers sämmtlichen Werken.

I. Die Räuber. Cabale und Liebe.
II. Fiesko. Der Menschenfeind. Iphigenie.
III. Don Carlos (mit Varianten).
IV. Wallenstein.
V. Maria Stuart. Braut von Messina.
VI. Jungfrau von Orleans. Wilhelm Tell.
VII. Macbeth. Turandot. Semele.
VIII. Phädra. Scenen aus den Phönizierinnen. Der Neffe als Onkel. Der Parasit. Huldigung der Künste.
IX. u. X. Gedichte.
XI. u. XII. Abfall der Niederlande von Spanien.
XIII. u. XIV. Geschichte des dreyßigjährigen Krieges.
XV—XIX. Prosaische Schriften.
1. Theil. Über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Über das deutsche Theater. Spaziergang unter den Linden. Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Zeit. Selbstbeurtheilung des Schauspiels: die Räuber. Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet. Der Verbrecher aus verlorner Ehre. Spiel des Schicksals. Herzog von Alba. Philosophische Briefe. Briefe über Don Carlos.

2. Theil. Der Geisterseher. Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universal-Geschichte? Etwas über die erste Menschengesellschaft. Die Sendung Moses. Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. Über Völkerwanderung, Kreutzzüge und Mittelalter.

3. Theil. Übersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreutzzuges. Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich des I. Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrich des IV. vorangingen. Vorrede zu Vertots Geschichte. Vorrede zu Pitavals Rechtsfällen. An den Herausgeber der Propyläen. Über Bürgers Gedichte. Über den Garten-Kalender. Über Goethes Egmont. Über Mathissons Gedichte.

4. Theil. Über das Pathetische. Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. Über die tragische Kunst. Zerstreute Betrachtungen über ästhetische Gegenstände. Über Anmuth und Würde. Über die ästhetische Erziehung des Menschen, in Briefen.

5. Theil. Über die Gränzen bey dem Gebrauche schöner Formen. Über naive und sentimentalische Dichtung. Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten. Über das Erhabene. Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vielleville. Über die Tragödie: Wallenstein. Über Maria Stuart. Über die Jungfrau von Orleans.

XX. Nachlaß: Nachrichten von Schillers Leben. Fragment und Plan des Trauerspiels: Demetrius. Fragment und Plan des dramatischen Gedichts: Warbeck. Plan des Trauerspiels: Die Malthe=ser. Plan eines Drama: Die Kinder des Hauses. Schillers Briefe an den Freyherrn von Dalberg in den Jahren 1781 bis 1785. Schillers Brief an Hofrath Schütz in Halle über die Jungfrau von Orleans.

Ergänzungen:

XXI—XXIV. Geschichte des Abfalls der Niederlande von Spanien, ergänzt von Curths, 3—6. Theil.

XXV—XXVI. Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, ergänzt von Woltmann, 3. und 4. Theil.

# Nachricht.

Um dieser Ausgabe von Schillers sämmtlichen Werken die möglichste Vollständigkeit zu geben, liefert die Verlagshandlung auch die Vollendung der zwey historischen Meisterwerke:

Geschichte des Abfalls der Niederlande, und Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs.

Schiller hat für diese beyden unvollendeten Werke an Curths und Woltmann ein Paar würdige Nachfolger erhalten, und man kann nun die Geschichte dieser zwey merkwürdigen Epochen vollständig überblicken.

Diese Ergänzungen werden in sechs Bänden geliefert, und zwar die

Geschichte des Abfalls der Niederlande, von K. Curths in 4 Bänden; und die

Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs, von Prof. Woltmann in 2 Bänden.

Papier, Lettern und Druck ist ganz so wie bey den bereits gelieferten 20 Bänden. Jeder Band wird noch mit einem historischen Kupfer geziert.

Wien, im März 1817.

Anton Doll.

Ч
Сад

15613

3219

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich,

Friedrich Schillers literarischer Nachlaß

Wien u.a. 1816

P.o.germ. 2041 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129172-9